

Was der Vogel im Käfig singt.

Novellen

von

Max Graf Lerchenfeld.

Regensburg.
Verlag von W. Wunderling.
1898.

Verlag von W. Wunderling
in Regensburg.

Im gleichen Verlag sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Ehrmann, Dr. K. M., Wie wars und was wird werden? Ein Glaubensbekenntnis nebst einigen sozialpolitischen und staatsrechtl. Forderungen. 2. Aufl. Geh. 1 M. 60 Pf.

Garin, Paul, Dulcamara. Harmlose und unmaßgebliche Gedanken über Gott und die Welt, Religion und Philosophie, Kunst und Wissenschaft, Gesellschaft und Politik und Vieles Andere. Geh. 3 M., eleg. gbd. 3 M. 50 Pf.

Küffer, A., Alt- und Jung-Regensburg. Mit vier Vollbildern und zahlreichen Text-Illustrationen. Geh. 1 M. 50 Pf., eleg. gbd. 2 M. 30 Pf.

May, Adolf, Die Kaiserbraut. Historische Erzählung aus der Reichsstadt Regensburg. Geh. 2 M., eleg. gbd. 3 M.

Müller, Dr. F. W., Vom Leben zum Tod — Durch Tod zum Leben. Beweise für die Fortdauer der Seele nach dem Tode. Geh. 1 M. 50 Pf.

— —, **Mene, Tekel, Upharsin.** Geh. 1 M. 50 Pf.

— —, **Ueber die Beredsamkeit** mit besonderer Beziehung auf das klassische Altertum. Geh. 1 M. 80 Pf.

Regensburger Volkssagen für Jung und Alt erzählt von **A. R.** (Baronin Adolfine Reichlin von Meldegg.) Mit zahlreichen Abbildungen. Geh. 2 M. 50 Pf., eleg. gbd. 3 M. 50 Pf.

Was der Vogel im Käfig singt.

Novellen

von

Max Graf Lerchenfeld.

Regensburg.
Verlag von W. Wunderling.
1898.

Vorwort.

Willst Du wissen, lieber Leser, wie die nachfolgenden kleinen Geschichten das Licht der Welt erblickt haben? An einem schönen Nachmittag des regenreichen Sommers 1895 hat der Autor sein Haus verlassen, um wieder einmal die Regenmenge zu messen, die der allzufreigebige Jupiter Pluvius hatte herabträufeln lassen. Die Gangart scheint für die alten Beine des fast fünfzigjährigen Gutsbesitzers zu rasch gewesen zu sein, er glitt auf der nassen Freitreppe aus, fiel mit dem Rücken auf einen sehr harten Gegenstand und brach eine Rippe. Unfreiwillige Ruhe war die Folge dieses kleinen Unglücks. Und diese Ruhe in der Sommerszeit, wo es wenig Besuche aus der Nachbarschaft gibt, kein Jahresschluß zu rechnen ist, hat den Schreiber dieses veranlaßt, auf seine alten Tage unter die Schriftsteller zu gehen.

Erst wurde lustig geschrieben, ohne Entwurf und Plan für den Ausgang, dann kamen schwere Stunden, wo sich die Hochachtung für alle Novellisten und Romanschreiber zur Bewunderung steigerte.

Endlich wurde doch etwas fertig. Nimm es mit Wohlwollen und Nachsicht auf, lieber Leser, was Dir ein alter Neuling im Schriftstellerfach bietet.

Er ist im Sattel, im Wald, in Stall und Scheune viel besser zu Haus, als am Schreibtisch und wird Dir die alte Mahnung nicht übel nehmen:

„Schuster, bleib bei Deinem Leisten!“

I.

Ein Flüchtling.

Es war eine schöne, warme Sommernacht im Monat Juni, als in einem Coupé II. Cl. des in der Station Passau stehenden Wiener Curierzugs, zwei Damen ihre Plätze wieder einnahmen. Die eine war eine große Dame in der Mitte der 40er Jahre, mit ernsten und strengen Gesichtszügen. Die andere ein junges Mädchen, deren bleiches Angesicht die Spuren von tiefer Erregung zeigte. Beide Damen waren in Trauerkleider gehüllt. Die Aeltere schickte sich an, den durch die Grenzstation so unliebsam unterbrochenen Schlummer fortzusetzen, während die Jüngere jede ihre Bewegungen mit Spannung verfolgte. Eben schloß erstere die Augen und schien sich dem Schlafe überlassen zu wollen. In diesem Augenblick schob sich das Mädchen mit einer kleinen Tasche in der Hand auf den Gang hinaus. Der Ruf „Fertig", der schrille Pfiff der Lokomotive ertönte, und im Augenblicke, als der Zug sich langsam in Bewegung setzte, sprang sie von der kleinen Treppe herunter und eilte rasenden Laufs der Ausgangsthür des Bahnhofs zu. Jetzt war diese erreicht, geöffnet; mit einem Sprung entzog sich die Kleine dem Licht der Laternen und überlegte im Schatten des Ge=

bäudes zitternd vor Aufregung, wohin sie ihre Schritte lenken solle. Wie um ihr zu leuchten, tritt da der abnehmende Mond aus einer Wolke hervor und zeigt uns das liebliche Angesicht, die schlanke jugendliche Gestalt des Flüchtlings. Nur einen Augenblick sehen die braunen großen Augen zur Thüre des Bahnhofs zurück, ob keine Verfolger nahen und dann gewinnt sie raschen Schrittes die Schattenseite der in die Stadt führende Hauptstraße. Ganz nahe an den Häusern schreitet sie durch die mondhellen, verlassenen Straßen der Stadt Passau. Ein paarmal flüchtet das arme Kind in einen Thorbogen oder in eine Seitengasse, in namenlosem Schrecken vor der Begegnung eines ruhigen Staatsbürgers. Erst wenn die laut hallenden Schritte völlig verklungen, wagt sie sich hervor, die Wanderschaft fortzusetzen, die sie endlich nach öfterem Zögern und Zagen zum Donaustrom führt.

Leichten Schrittes betritt das Mädchen die menschenleere Donaubrücke, bleibt jedoch bald stehen und läßt, gelehnt auf das Geländer, ihren Blick auf dem majestätischen Strome ruhen, der von den Strahlen des Mondes erglänzend, unter ihren Augen dahinrauscht. Sie begleitet ihn wohl in Gedanken fort, dahin, wo ihre Wiege gestanden und hört nicht die Schritte eines jungen Mannes, der von der Stadt herkommend, sein Auge auf die vom Mondlicht verklärte Gestalt des jungen Mädchens richtet und sich demselben leise naht. Immer weiter beugt sich die Jungfrau über das Geländer, immer fester richtet sie ihren Blick auf die goldenen Wellen des Stromes. Der große blonde Jüngling, in der

kleidsamen Uniform der Grenzjäger, beeilt seinen Schritt, um ein Unglück zu verhüten; da knistert etwas unter seinen Füßen und mit einem Schrei entflieht das Mädchen rasenden Laufs gegen die Waldberge hin. Er eilt ihr nach, „halt" rufend. Doch zu spät; als er die enge Straße am nördlichen Donauufer betritt, ist sie leer, und kein Laut verkündet dem jugendlichen Grenzjäger, welche Richtung der schöne Flüchtling eingeschlagen hat. Diesen hat eine enge Stiege aufgenommen, welche zwischen den kleinen Häusern bergan führt. Wenige Schritte und undurchdringliche Finsternis umgibt das Mädchen, als sie den Buchenwald hinter den Häusern erreicht hat. Sie glitt zur Erde atemlos wie ein gehetztes Wild, und nachdem die Schritte des Grenzers verklungen waren, brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus. Zuviel war über das arme Kind hereingebrochen, zu schnell hatte sie Vater, Heimat, Freunde verloren; sie konnte das Unglück nicht fassen und tragen ohne Widerspruch, sie, der verwöhnte Liebling des Glückes.

Marie Keller war die einzige Tochter des Professors Keller an der Wiener Hochschule. Die Mutter hatte sie frühzeitig verloren. Da ihre beiden Eltern aus dem Rheinland stammten, so hatte Marie in der Kaiserstadt keine Verwandte. Allein zahlreiche Freunde verkehrten in dem gastlichen Haus des gelehrten Professors, sowohl in Wien, als auch in seiner reizenden Villa am Kahlenberge am Ufer der schönen blauen Donau. Dort fanden sich die Vertreter der Wissenschaften und Künste besonders zahlreich ein, ein Kreis von liebens-

würdigen Damen und Mädchen belebte den schattigen Garten. Alles wetteiferte, die schöne und kluge Marie, die einzige Tochter des Hauses, welche eben zur Jungfrau herangereift war, aufs liebenswürdigste zu unterhalten. Sie schöpfte in vollen Zügen aus der vielseitigen Gelehrsamkeit, die in dem kleinen Kreise des Hauses im Ueberfluß zu finden war. Ihr schönes musikalisches Talent entzückte ihre Umgebung. Kurz, Marie war der erklärte Liebling nicht nur ihres alternden Vaters, sondern des Hauses und ihrer ganzen Umgebung. Da erkrankte plötzlich der alte Professor und wenige Tage später kniete Marie trostlos am Totenbett ihres einzig geliebten Vaters. Was soll das 19jährige Mädchen nun in der großen Stadt ohne Angehörige, die sie aufnahmen? Da meldet der Telegraph die Ankunft einer Schwester des Verstorbenen, welche als Witwe in Frankfurt wohnt. Diese eilt herbei, um sich des verlassenen Kindes anzunehmen. Eine einfache, praktische, ernste Frau schließt Marie in ihre Arme, fremd dem Mädchen in ihrer Sprache, in ihrem ganzen Wesen, unähnlich dem verstorbenen Bruder, dem heiteren, geistreichen Professor.

Mit starker Hand ergriff die Tante die Zügel des Hauswesens und hatte in wenigen Stunden die finanziellen Verhältnisse des Bruders klar gelegt. Hiebei war ihr ein junger Mann behilflich, der als entfernter Verwandter von Mariens Mutter in den letzten Monaten viel im Hause des Professors verkehrt hatte. Anton Mosner war Mediziner und wollte bei den Koryphäen der Wiener Universität sein Wissen ergänzen,

ehe er sich in seiner Heimat am Rhein als Arzt niederließ. Professor Keller war ohne Testament gestorben und hatte kein Vermögen hinterlassen, außer seiner Villa, seinen Sammlungen und Mobilien. Das kleine Kapital, das sich vorfand, war das Vermögen der verstorbenen Mutter Mariens. Der Verstorbene hatte einen bedeutenden Gehalt bezogen, welcher gerade hingereicht hatte, die Bedürfnisse des freigebigen alten Herrn zu befriedigen. Ans Sparen hatte er nie gedacht. Wozu auch? Für ihn war ja gesorgt, und sein einziges Kind, die schöne, geistreiche Marie, würde ohne Zweifel die Auswahl unter wohlhabenden Freiern haben, welche keine Mitgift von ihr erwarten würden.

Die Tante beeilte sich, das trostlose Kind über die pekunäre finanzielle Lage aufzuklären, indem sie ihr versprach, in der Heimat Mutterstelle an ihr zu vertreten. Die Tage, welche nun folgten, waren für Marie die schmerzlichsten. Die Tante ordnete mit fester aber rücksichtsloser Hand die Verhältnisse. Die Villa, an der das ganze Herz Mariens hing, wurde verkauft, die Einrichtung, Möbel, Kunstwerke, Sammlungen des Professors zur Versteigerung ausgeschrieben. Mariens Herz krampfte sich zusammen im Kummer, daß die Dienstleute, großenteils die Freunde ihrer Kindheit und Jugendzeit, einfach entlassen wurden. Hilfe! Hilfe gegen diese rücksichtslose Hand der fremden, strengen Frau rief es in ihr — — Hilfe gegen die Verschleuderung alles dessen, an dem ihr Herz von Jugend auf hing, Hilfe gegen die Verkettung ihres eigenen Schicksals an die unbekannte Frau im Ausland.

Wohin sollte sich das Mädchen wenden in ihrer Verzweiflung als an die Freunde ihres Vaters, an die Mitglieder der Tafelrunde des gastlichen Hauses. Welche Enttäuschung sollte ihr werden, als sie dies that. Endlose Beileidsbezeigungen hatte sie in den schweren Tagen erhalten, zahllose Visitenkarten hatten Freunde und Bekannte abgegeben. Als aber die ersten Tage vorüber waren, hatten die Ratten das sinkende Schiff verlassen und Marie mußte persönlich die reichen Freunde aufsuchen, um sie anzuflehen, das väterliche Haus, ihr Eigentum vor der vermeintlichen Verschleuderung zu bewahren. Anton Mosner war der einzige Freund, der täglich im Hause vorsprach. Der ernste stille Mann richtete nach wie vor seine schönen, großen Augen auf Marie. Allein ihm klagte sie ihr Leid nicht; er war ja auch ein Fremder. Mit freundschaftlichen Versicherungen geschmückte Ausflüchte waren alles, was Marie von den Millionären zu hören bekam, an welche sie sich wandte, ihr die Mittel zur Erhaltung des Vaterhauses zu gewähren. Küsse und Thränen erntete sie von ihren Freundinnen und deren Müttern, als sie dieselben anflehte, sie aufzunehmen, um sie aus den Händen der fremden Tante zu retten. Mit leeren Händen war sie von einer Rundfahrt zurückgekehrt; es blieb ihr nichts übrig, als in den nächsten Tagen die verhaßte Reise ins Ausland anzutreten. Ja, die Tante drängte zur Heimkehr soviel als möglich, da ihre eigenen Kinder in Frankfurt ihrer bedurften. Anton Mosner hatte die Regelung der letzten Angelegenheiten übernommen und sich mit den Worten „auf Wiedersehen am Rhein, liebe Marie,“ von unserer Heldin

verabschiedet, als der Schnellzug Abends an dem Tage, an dem unsere Geschichte beginnt, den Westbahnhof verließ.

Da saß sie nun, die elegante schöne Marie Keller mit ihrer Tante im Coupé. Ohne Sang und Klang hatte sie Wien verlassen; keiner von den vielen Freunden hatte sich eingefunden, ihr das Geleit zu geben; nur er, der Fremde, hatte ihr das Rosensträußchen gebracht. Pah — sie sind ja billig die Rosen im Juni! Noch war Marie ratlos; sie wußte nicht, was sie thun wollte. An ihrer Seite saß ja die strenge Tante voll Willenskraft, der gegenüber dem verwöhnten eigenwilligen Mädchen jeder Mut fehlte. Als sie nach der ersten Station allein waren, besprach die Tante die materiellen Verhältnisse des verstorbenen Bruders zum ersten Male etwas eingehender mit Marie. Die einfache, genaue Frau war entsetzt über die Menge der unbezahlten Rechnungen, welche für den Verstorbenen und dessen Tochter in den letzten Tagen eingelaufen waren, erstaunt über die Höhe der laufenden Ausgaben, welche das Hauswesen in Wien erfordert hatte. Ob der Erlös für die zu verkaufenden Mobilien all diese Erfordernisse decken würde, schien ihr sehr zweifelhaft. Schon über diese Mitteilungen war Marie gekränkt. Was ging es die Tante an, wie ihr edler Vater und sie selbst auf dessen Anordnung hin ihr Leben eingerichtet hatten. Als sie aber später mit Anerkennung vom Vetter Anton sprach und Marie in einfachen Worten riet, die ohne Zweifel vorhandene Neigung desselben zu erwidern, da geriet das Mädchen außer sich. Gezwungen sollte sie werden, zu einer Heirat!

War sie erst einsam und freundlos bei der Tante in Frankfurt, im Haus derselben, wie sollte sie den Mut und die Kraft finden, der verhaßten Verbindung auf die Dauer Widerstand zu leisten? Nur schnelle Flucht konnte sie retten, das fühlte sie und der Eingang dieser Erzählung hat dem Leser geschildert, wie die Ausführung gelang und das Mädchen im finsteren Buchenwalde unter der Festung Oberhaus in Sicherheit landete. Als Marie sich ausgeweint hatte, verlangten Müdigkeit und Schlaf ihr Recht über das junge Geschöpf. Sie neigte das Haupt auf ihr Täschchen und schlief sanft ein.

Nicht lange dauerte der Schlummer des Mädchens. Auf die laue schöne Sommernacht folgte ein wundervoller schöner Morgen und bei der ersten Morgenröte ließen die kleinen befiederten Sänger des Waldes mit lautem Zwitschern ihr Morgenlied ertönen. Als dann aus den benachbarten Häusern das Kickericki der Haushähne erscholl, da erhob sich Marie und schlug, um die gefährliche Nähe der Häuser zu meiden, einen kleinen bergauf führenden Fußpfad ein, der neben einem murmelnden Wasser weiter in den Wald hineinführte. Wohlthuend war der Jungfrau das Ansteigen in dem frischgrünen Buchenwald nach dem harten kalten Nachtlager auf feuchtem Waldboden. Sie folgte dem Wasser auch, als es den ziemlich begangenen Fußpfad verlassen und machte an einem kleinen Wasserbecken, das dichte Büsche von jungen Buchen umgaben, Halt, um, vor den Blicken Neugieriger wohl geborgen, die Morgentoilette zu beginnen.

Betrachten wir unsere Heldin näher, während sie Angesicht und Hände in dem kristallhellen Wasser erfrischt.

Marie Keller ist ein Mädchen von mittlerer Größe. Hellbraunes Haar umgiebt das bleiche Angesicht, aus dem ein Paar große braune Augen voll Geist und Leben in die Welt schauen. Ihre Gesichtszüge sind, ohne eigentlich die Formen klassischer Schönheit zu zeigen, anmutig. Der kleine Mund mit den frischen roten Lippen gaben ihm einen besonderen Reiz. Die volle und doch jugendlich schlanke Gestalt voll Anmut und Grazie verbunden mit einem unverkennbaren Stempel von Kraft und Gesundheit lassen Marie als ein begehrenswertes, schönes Mädchen erscheinen. Dazu kommt die unverkennbare Eleganz der Großstädterin, welche Marie selbst in dem schlichten schwarzen Trauerkleide nicht verläugnen konnte. — Nachdem die Toilette beendet, genoß Marie aus ihrer kleinen Tasche etwas von dem für die Nacht bestimmten Mundvorrat. Allein, noch während sie aß, trat die Sorge für die nächsten Stunden vor ihr auf. Sie brach die Mahlzeit ab; ihr Mundvorrat mußte ja vielleicht noch für den ganzen Tag im Walde reichen. Wohin sollte sie sich wenden, allein, verlassen, ohne Zufluchtsort und ohne Mittel? Die Thränen traten ihr in die Augen, während sie das elegante Geldtäschchen aus der Tasche zog, um die letzten österreichischen Noten, Fünf- und Zehnguldenscheine, zu zählen. Ach wie wenig hatte sie aus der vergangenen Herrlichkeit gerettet. Wie fühlte sie, daß die strenge Tante doch nicht so unrecht habe mit ihrer Kritik über die frühere

Verschwendung. Waren sie doch sonst so leicht dem hübschen Täschchen entflogen, die Banknoten, die Fünfer und Zehner, die sie jetzt so sorgfältig zählte. Während sie zu berechnen begann, wie weit der gerettete Schatz sie wohl bringen könne, schlug es auf den Türmen der Stadt Passau vier Uhr und die aus den Nebeln aufsteigende Sonne begann die Wipfel der Buchen hell zu beleuchten. Da wischte Marie die Tropfen aus ihren Augen und um ihren Mund stellte sich ein Lächeln ein, ein Zug von Trotz und Unternehmungslust spielte um ihre Mundwinkel. „Lustig vorwärts; kommt Zeit, kommt Rat", sagte sie sich. „Ist es denn nicht wunderschön auf der Welt? Bin ich doch frei, jung und frisch und wie der Vogel, der dort auf den Zweigen singt?" Wenn das bischen Geld nicht reichen würde, war nicht noch ihr Schmuck in der Tasche? Diamanten, Perlen und Gold und Edelsteine. Freilich nur Mädchenschmuck aber doch genug um mit dem Erlös die weitesten Strecken zu durchfahren. Mit einem Ruck hatte sie sich erhoben und kehrte, ängstlich Schuhwerk und Kleid vor dem reichlichen Morgentau schützend, in den Hochwald zurück um den verlorenen Fußpfad wieder zu finden. Ein paar hundert Schritte im Hochwald bergauf und Marie hatte die große Wiese erreicht auf der noch tief im Schatten vor der aufgehenden Morgensonne die alte Feste Oberhaus mit ihren Zinnen und Türmen vor ihren Augen lag. „Ah wie schön!" rief sie aus, geblendet von der Pracht des Anblickes. Eigentlich wollte sie den Waldsaum nicht verlassen, allein das Gras und der Wald waren so tauig

naß, und die alten Türme und deren Umgebung schienen noch im tiefen Schlaf zu liegen: so faßte sich Marie ein Herz und setzte den Weg zur Festung fort. Bald war das geschlossene Thor erreicht, ein bayerischer Soldat mit der Pickelhaube stand dort als Schildwache Posten. Er beunruhigte Marie nicht; sie wandte sich links und gelangte auf den Berg, der dem hohen Wall der Festung gegenüber liegt. Eine wundervolle Aussicht breitete sich nun vor ihr aus. Zu ihren Füßen die kleine, turmreiche Stadt zwischen den beiden Flüssen Donau und Inn, links die schönen Waldberge und im Vordergrund die alten Mauern und Türme der Festung, an den grünen Buchenwald gelehnt, den sie eben durchschritten hatte. Eine Weile gab sich Marie dem Genuß des wundervollen Anblicks hin, dann wurde es in den Höfen der Feste lebendig: Trompetensignale ertönten, Soldaten liefen hin und her; knarrend wurden die Thore geöffnet und einzelne Soldaten traten vor das Thor zu ihrer Linken. Eiligst verließ Marie ihren Standort; die Angst, es könnten sie einzelne Leute sehen und zu ihr herantreten, beschleunigte ihre Schritte und in wenigen Augenblicken hatte sie wieder ihren Beschützer, den traulichen Buchenwald erreicht. Da suchte sie sich eine trockene, sonnige Stelle abseits vom Weg, setzte sich und begann nun in Ruhe einen Plan für die nächste Zukunft zu schmieden.

Sie mußte fort, sobald als möglich von Passau, wo möglicherweise der telegraphischen Anweisung der Tante zu Folge schon auf sie gefahndet wurde. Auf den Bahnhof

konnte sie nicht mehr, man würde sie erkennen und möglicherweise festnehmen wie eine Verbrecherin. Mit dem Dampfschiff wollte sie nach Wien fahren, heute noch. Aber dann wohin dort, wo fand sie eine sichere Zufluchtsstätte? Ja, die goldene Freiheit, die vor einer halben Stunde Marie noch in so rosigem Licht erschienen war, hatte nach der eben stattgefundenen Flucht vor den Soldaten allen Reiz für sie verloren.

Nach kurzer Überlegung beschloß sie, die Familie eines mit ihrem verstorbenen Vaters eng befreundeten jüngeren Professors in Graz aufzusuchen. Allein dazu war eine schriftliche Ansage nötig, wenn Marie nicht Gefahr laufen wollte, wieder allein in einer fremden Stadt herum zu irren, und schon heute mußte der Brief auf die Post gegeben werden. Ungesäumt entnahm Marie ein elegantes Schreibzeug ihrer Mappe und schickte sich an, den schlüpfrigen Waldboden sofort als Schreibtisch zu benützen. Doch das Schreiben in liegender Stellung geht nicht gut und allzubald bemerkte Marie, wie schwer es war, ein Schriftstück an die Frau Professorin abzufassen, das ein kompliziertes Lügengewebe enthalten und doch einfach und wahrscheinlich klingen sollte. Bald schmerzte sie der Kopf, sie war hungrig und müde und wenige Minuten darauf war sie über ihrer Schreiberei sanft eingeschlafen.

Fremde Stimmen weckten sie und als sie erschreckt aus ihren Träumen emporfuhr, stand ein Mädchen von etwa zwölf Jahren an ihrer Seite. Zwei Frauen traten gleich

herzu, von denen die ältere eine gutmütig aussehende Dame Marie zurief „Aber liebes Kind, wir können Sie hier am hellen Tage im Stadtwalde schlafen? Wie leicht hätte Ihnen jemand Ihre Tasche stehlen können?“ Sofort erhob sich Marie und beantwortete, während sie ihre Tasche wieder schloß, die neugierigen Fragen der guten Frauen, welche natürlich wissen wollten, wie die schöne junge Schläferin zu so früher Morgenstunde in den Passauer Stadtwald gekommen war. Dem klugen Mädchen machte es keine Schwierigkeit, den einfachen Frauen eine Geschichte vorzutragen, welche zwar an Unwahrscheinlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, jedoch von der Erzählerin mit soviel Ruhe und Sicherheit dargelegt wurde, daß die Damen, offenbar an das Reiseabenteuer der jungen „Erzieherin“ glaubend, Marie freundlich einluden, mit ihnen die Festung Oberhaus zu besuchen. Mit Vergnügen willigte Marie ein. Die einfachen gutmütig aussehenden Frauen, deren gemütliche Sprache sie an die Heimat erinnerten, gefielen ihr, sie dachte nicht mehr an den kaum begonnenen Brief nach Graz und schritt hocherhobenen Haupts, aufatmend im Vollgefühl der Sicherheit zwischen ihren neuen Freundinnen in das Festungsthor von Oberhaus. Nachdem man die Sehenswürdigkeiten bewundert und zahllose Fragen der kleinen Anna — anscheinend das Töchterlein einer der beiden Damen — beantwortet hatte, gab ein längeres Verweilen auf dem Aussichtsturm den freundlichen Beschützerinnen Mariens Veranlassung, letzterer ihrerseits ihren Namen, Stand und Wohnort zu sagen, beziehungsweise dieses

ihr Heim auf dem wundervollen Panorama zu zeigen. Die jüngere, starke Dame, Mutter des Kindes neben ihr, war die Frau eines Guts- und Ziegeleibesitzers, dessen großes Anwesen am Nordabhang des gleich hinter der Stadt gelegenen Berges deutlich zu sehen war. Die Ältere war aus Obernzell, das man Donau abwärts in der Ferne liegen sieht. Sie zeigte Marie die ihrem Mann gehörenden großen Steinbrüche am nördlichen Ufer des Stromes. Mit großer Seelenruhe beging dann Marie die erste Fälschung in ihrem Leben, indem sie mit fester Schrift einen fremden Namen in das kleine Fremdenbuch des Oberhausmuseums verewigte. Bald war der Buchenwald wieder erreicht und die kleine Anna sprang voraus, um Blumen zu suchen. Die ältere der Damen, die Frau des reichen Steinbruchbesitzers Rovald in Obernzell, stellte einige allgemeine Fragen über die bisherige Lehrthätigkeit der vermeintlichen Gouvernante und als diese zur allgemeinen Zufriedenheit beantwortet waren, machte sie ihrer Freundin, Frau Clara Marr, den Vorschlag, ihr die Kinder auf einige Tage mit nach Obernzell zu geben. „Wenn Fräulein Keller“, so sprach sie „sich entschließen könnte über die Feiertage mit hinaus zu kommen, so könntest Du, liebe Clara, beruhigt nach Deiner Schwester in Deggendorf sehen und wenigstens so lang dort bleiben, bis Du über ihren Zustand beruhigt sein kannst.“ Frau Marr war über diesen Vorschlag entzückt und auch Marie ging nach kurzem Zögern auf denselben ein, besonders deshalb, weil ihre Reise mit dem Schiff heute nach Obernzell gehen

sollte und sie so hoffen durfte, in der Begleitung der reichen und angesehenen Bürgersfrau den Nachstellungen der gefürchteten Polizei zu entgehen. Unter heiteren Gesprächen eilten die Damen den kurzen Waldweg bis zur Straße herunter. Da stand ein mit zwei kräftigen Pferden bespannter Wagen, der die kleine Gesellschaft nach dem Haus der Ziegeleibesitzerin bringen sollte. Mariens Vorschlag, in der Stadt zu halten, um für den Fall, daß der in ihrer Erzählung vorkommende verfahrene Koffer bis Nachmittag nicht ankommen würde, sich mit etwas Wäsche zu versehen, wurde mit dem Vorschlag, daß Frau Rewald ihr alles Nötige geben werde, abgelehnt, und so fuhr denn Marie stolz in dem rasselnden Wagen über das Pflaster derselben Straßen, die sie wenige Stunden vorher zu Fuß als Flüchtling passiert hatte.

Einige Minuten später hielt der Wagen in den weitläufigen Gebäuden des Ziegeleihofes. Marie machte die Bekanntschaft der jüngeren Schwester der kleinen Anna, welche mit dieser ihrer Fürsorge anvertraut werden sollte. Der Umstand, daß das Mädchen kaum zwei Jahr jünger als ihre Schwester war, gereichte ihr zu großer Beruhigung, denn wie alle einzigen Kinder hatte Marie weder Gelegenheit gehabt, noch Lust gefühlt, sich mit kleinen Kindern abzugeben. Schon die Toilette so eines Bäbys wäre ihr eine Sorge gewesen, konnte sie doch kaum selbst bei der ihren die hilfreiche Hand der Zofe entbehren.

Da Herr Marx nicht zu Haus war, durfte Marie sich

auf eine Stunde zurückziehen, um sich vor dem Mittagsmahl auszuruhen und etwas Toilette zu machen. Nachdem solche mit Hilfe des vorhandenen Zimmermädchens gelungen war, finden wir unsere Heldin wieder in der guten Stube des Hauses, wie sie eben die Bekanntschaft des Hausherrn macht. Dieser war ein äußerst gutmütig aussehender Mann, dessen bedeutender Körperumfang deutlich seine Wohlhabenheit verriet. Sofort begann Frau Marx ihrem Gatten zu berichten, welcher beklagenswerten Verkettung von Umständen sie die Bekanntschaft mit Fräulein Keller verdankten. Sie richtete aber unter den verfehlten Zügen und Verwandten und den verfahrenen Koffern ein solches Durcheinander an, daß es Marie kaum gelingen wollte, vor der offenbar weit klügeren Frau Rewald die Grundzüge ihrer riskierten Geschichtserzählung zu retten. Zum Glück stürzte die Kinderschaar herein und der Hausherr, der offenbar mehr von guten Speisen als von schönen Geschichtserzählungen hielt, drängte zu Tisch.

Während der reichlichen Mahlzeit hatte Marie Gelegenheit, ihre neue Umgebung näher zu betrachten. Es waren gute, gemütliche Menschen die Familie Marx. Eltern wie Kinder schienen jedoch Marie bei der Verteilung der Geistesgaben schlecht weggekommen zu sein, und sie war froh, daß sie ihre künftigen Schülerinnen auf höchstens acht Tage übernommen hatte. Nach Tisch bezauberte Marie die kleine Gesellschaft durch ihr Klavierspiel. Ein gutes Instrument war kurz vorher gekauft worden und Marie hatte seit dem Todestag ihres Vaters keine Note mehr gespielt. Kein Wunder,

daß sie mit wahrem Heißhunger die lange ungestillte Sehnsucht befriedigte und in wahrhaft künstlerischer Vollendung ihre ganze Seele in ein Meer von Tönen legte. Falschheit und Lüge waren ihr bisher fremd und verhaßt gewesen. Da in ihrem Phantasieren auf dem Klavier, da konnte sie sich geben, wie sie war, da brauchte es keine Verstellung. Die Sprache verstanden die guten Menschen im Zimmer nicht. Also gab sie eine gute Weile ihren Trauer- und Sehnsuchtsgefühlen Ausdruck und schloß, als sich auf dem Angesicht der Frau Rewald ein gewisses Befremden zeigte, ohne Uebergang mit einem guten alten Wiener Walzer. Der Hausherr war begeistert, seine Frau entzückt und nur Frau Rewald fragte sich: sollte das schöne Mädchen wirklich nur den Zug versäumt haben? Inzwischen war es aber spät geworden und man hätte beinahe nicht den Zug, aber das Schiff nach Obernzell versäumt. Der Kutscher ließ seine Pferde ausgreifen und wenige Minuten später betrat Marie, ihre beiden Zöglinge an der Hand, als angehende Gouvernante den Dampfer. Sie waren trotz vermeintlicher Verspätung immer noch zu früh dran. Marie suchte sich möglichst zu verstecken vor den Männern des Gesetzes, den Gendarmen und Zollwächtern, welche am Ufer standen. Ihre Angst, arretiert zu werden, war entsetzlich, dabei so unnötig. Ach hätte Marie ihre gestrenge Tante richtig beurteilt, hätte sie gewußt, daß es derselben gar nicht einfiel, ihre schöne Nichte durch die Schergen des Gerichts zu sich zu fordern. Die Tante hatte vielmehr, als sie nach ruhigem Schlaf munter wurde und bemerkte,

daß der Vogel ausgeflogen war, die Sachen ihrer Nichte von der nächsten Station aus nach Passau zurückgeschickt. Die gute brave Frau hatte ihre Pflicht gegen ihren verstorbenen Bruder und dessen Tochter erfüllt, das genügte ihr. Wenn letztere eine selbständige Existenz ihrer stillen Häuslichkeit vorzog, so konnte und wollte sie's nicht hindern.

Zum Schluß hatte Marie noch einen rechten Schrecken. Als nämlich die Pfeife ertönte und sich das Schiff in Bewegung setzte, ging ein junger, großer Grenzjäger in bayerischer Uniform gerade auf sie los, salutierte und schon glaubte sie, er würde sie ansprechen, als die kleine Anna dem Herrn die Hand reichte und mit ihm zu sprechen begann. Frau Rewald stellte den jungen Mann als einen Verwandten der Familie Marx vor. Scharf richteten die frischen blauen Augen des jungen, hellblonden Grenzjägers sich auf Mariens Angesicht, so daß diese aufstand und sich auf die andere Seite des Schiffes begab, anscheinend um die schöne, alte Stadt Passau bei der Abfahrt noch überblicken zu können. Herr Ludwig Hofmeier, so hieß der junge Zöllner, blieb in Gesellschaft der Damen. Er war sehr artig mit Marie, welche sich nicht erinnern konnte, das Gesicht des hübschen blonden Mannes schon gesehen zu haben.

Die Fahrt von Passau abwärts in die grünen Waldberge hinein ist bekanntlich reizend. Der Tag war herrlich, kühl und sonnig, und Marie schwelgte im Anblick des lieben heimatlichen Stromes und der lieblichen Ufer ohne an der Konversation viel Anteil zu nehmen. Sie war müde, nach

alldem was sie erlebt hatte an dem langen Tag, sah aber munter und sorglos den kommenden Dingen entgegen. Nur allzubald ging die schöne Fahrt zu Ende und fuhr der Dampfer an dem Landungssteg des im tiefen Schatten der Baumwipfel gelegenen Obernzell an. Unter allgemeinem Grüßen ging die kleine Gesellschaft ans Land. Herr Hofmeier ließ es sich nicht nehmen, Mariens Tasche zu tragen, wobei er sich mit einem lauten „auf Wiedersehen mein Fräulein", von ihr verabschiedete. Im Walde hinter den am Ufer stehenden Häusern führte der Fußweg donauabwärts zum Wohnhaus der Frau Rewald. Dasselbe lag am Fluß, dahinter ein schöner, schattiger Garten, etwa 100 Schritte vom Landungsplatz entfernt. Das Haus war bequem und geräumig und bildete mit seiner hübschen Umgebung und der reizenden Aussicht auf den Strom und die hohen Waldberge hinter demselben einen bewundernswerten Sommeraufenthalt. Die Familie Rewald bestand nur aus vier Mitgliedern: Vater, Mutter und zwei erwachsenen Töchtern. Die ältere derselben war in München verheiratet, die jüngere, seit kurzem mit einem Beamten in Passau verlobt, weilte gerade bei ihrer Schwester auf Besuch. Auf die Garderobe der letzteren hin hatte Frau Rewald Marie ihre Zusicherungen in Passau gemacht und unter zahllosen Scherzen der Kinder wurde gleich alles Nötige aus den wohlbesetzten Schränken und Läden entnommen und versucht. Als dann die Kinder in den von früher wohlbekannten Garten gesprungen waren, führte die Hausfrau Marie in das für sie bestimmte Zimmer, das mit einem

reizenden Erker versehen, die Aussicht donauabwärts bis auf die Schloßruine Fiechtenstein zeigte. „Hier wirds Ihnen hoffentlich gefallen, liebes Kind, sprach die Hausfrau, indem sie Marie in den Erker führte, zu dessen Füßen der Strom vorüberrauschte. „Was ich Sie fragen wollte," fuhr sie fort „ist Ihnen Hofmeier von früher her vielleicht bekannt? Er ist ein hübscher, liebenswürdiger Mann und stammt aus guter, wohlhabender Familie, aber leicht, sehr leichtsinnig, hat schlecht studiert und seinen Eltern viel Kummer gemacht: Ich bin froh, daß meine Kinder versorgt sind." Natürlich erklärte Marie wahrheitsgemäß, nie den schönen blonden Zöllner gesehen zu haben.

Der Rest des Abends wurde im Freien zugebracht. Es war eine wundervolle Sommernacht, die Leuchtkäfer erglänzten im tauigen Grase und von Obernzell her ertönten die lieblichsten Weisen. Ein Männerchor sang vierstimmige Lieder in die stille Sommernacht hinaus. Das sind die Lehrer, sprach Frau Rewald und ein paar Herren von der Grenzwache. Noch eine Weile saßen die Frauen beisammen, als die Kinder zur Ruhe gegangen waren. Marie schwärmte und schwelgte in der Pracht des gestirnten Himmels. Dann sprach sie ihrer Beschützerin den Dank für die liebenswürdige Aufnahme in so warmen und formvollendeten Worten aus, daß die gute Dame den Fremdling gerührt an ihr Herz schloß. Als Marie ihr Zimmer aufsuchte, tönten die Lieder noch immer laut zu ihr herüber. Sie lauschte noch eine Weile auf die wohlbekannten Töne des Mendelssohn'schen

Liedes „Es ist bestimmt in Gottes Rat" und begab sich, als diese verklungen waren, ohne die Fenster zu schließen, zur Ruhe. Eine Weile hatte Marie geschlafen, Mitternacht mochte vorüber sein, als das Anfahren eines Kahnes unter ihren Fenstern sie weckte. Erschreckt fuhr sie empor, um lächelnd das Haupt wieder auf die Kissen zurücksinken zu lassen, denn eine schöne Barytonstimme intonierte unten das alte Lied:

„Des Abends bevor ich zur Ruhe geh,
Da blick' ich hinaus in die Nacht;
Manch Sternlein seh' ich am Himmel stehn,
Manch Sternlein, das freundlich mir lacht."

Als der Sänger nun vom Piano ins Forte übergehend sang:

„Dann denk' ich an Deine braunen Äugelein,
Die klar wie die Sterne wohl sind",

da wußte das geschmeichelte Mädchen, daß nur ihr dieses nächtliche Liebeslied gelten konnte.

Wenn sie doch den galanten Sänger sehen könnte in seiner Gondel! Es konnte niemand anderer sein als ihr blonder Kavalier vom Dampfschiff. Zeigen wollte sich die Besungene nicht, und da der Kahn gerade unter ihrem Fenster lag, so schien es unmöglich, ihn zu sehen, ohne selbst gesehen zu werden. Hell war es draußen; der Mond mußte sich über die Waldberge erhoben haben, beim Wegfahren konnte sie ihn sehen. Lautlos erhob sich Marie von ihrem Lager und während der Sänger in der zweiten Strophe „ihrer schwarzen Locken Pracht" (es wäre taktlos gewesen ihre

schlichten braunen Haare zu nennen) fortissimo besang, glitt sie vorsichtig hinter den Vorhang. Wie dann der Schlußvers piano ausklang „Gut Na — a — acht mein Kind" hörte sie Ruderschlag und mit einem Auge hinausspähend in die Nacht, sah sie die hünenhafte Gestalt Hofmeiers hell im Mondlicht, wie er eben eine Kußhand ihr zuwerfend die Ruder ergriff, um im Verein mit einem zweiten Mann den Nachen stromaufwärts zu treiben. Noch einen Blick warf Marie auf die golden im Mondlicht glänzenden Fluten des Stromes, dann suchte sie ihr Lager wieder auf. Die lieblichsten Traumbilder umgaukelten bald die anmutige Schläferin. Sie sah ihren schönen Troubadour im Mondlicht, die Lyra in der Hand. — Da ertönt aus einer düsteren Wolke Frau Rewalds warnendes Wort: „Leicht, sehr leicht!" Warnend erscheinen ein paar dunkle Augen, die voll Wehmut auf Marie hinblicken. Mißmutig verzieht sie im Schlaf den Mund: „Ah der Fremde" murmelt sie. „Was geht Anton mein blonder Sänger an?" Kannte Hofmeier, der blonde Don Juan von Obernzell, die Methode der Vogelhändler, welche ihre befiederten Sänger, welche Lieder lernen sollen, aus dem Schlafe wecken? wir wissen es nicht. Jedenfalls hatte die späte Serenade den gewünschten Erfolg; denn als Marie im taufrischen Morgen den nächsten Tag mit den Marxischen Mädchen den Waldberg hinter dem Haus erstieg, ertappte sie sich dabei, wie sie auf allen Wegen hinter allen Bäumen und Büschen einen blonden Jüngling in grüner Uniform erspähen wollte. Vergebens suchten ihre Augen

im Walde; Herr Hofmeier mochte wohl nach der späten Gondelfahrt noch in den Federn ruhen, wenn ihn nicht der Zolldienst unten am Fluß verweilen ließ. Mit großen Sträußen von Waldblumen kehrte Marie mit den Kindern zum Landhaus zurück. Frau Rewald empfing sie am reichbesetzten Frühstückstisch und nach einer heiter verplauderten Stunde sollte die neugebackene Erzieherin den Unterricht bei den Kindern beginnen. Frau Rewald schlug Marie vor, die Kinder im Garten mit Handarbeiten zu beschäftigen; später erwartete sie einen Lehrer, welcher dem Flügel im Wohnzimmer die verlorengegangene Harmonie wieder geben sollte. Dann würde ohne Zeitverlust der Klavierunterricht beginnen. Marie fürchtete sich vor letzterem nicht, meinte auch beim Elementarunterricht noch halbwegs ihren Mann stellen zu können, nur vor den weiblichen Handarbeiten hatte sie eine heilige Scheu. Armes, mutterloses Mädchen, das nie die Kunst erlernt hatte, einen Strumpf zu vollenden, wie sollte sie die Kleinen darin unterweisen? Sie bat also Frau Rewald das jüngere Mädchen zu beschäftigen, nahm das deutsche Lesebuch ihres älteren Zöglings zur Hand und bald saß sie als gestrenge Gouvernante am Tisch, während im zweiten Zimmer das eintönige Ping Ping die Anwesenheit des klavierstimmenden Lehrers verriet.

Er machte seine Sache gründlich und die erste Lesestunde, welche Marie in ihrem Leben gab, war eben vorüber, als Frau Rewald eintrat und Marie bat, dem Herrn Lehrer Möller, der ein großer Musikfreund war, eine Probe ihrer

Kunstfertigkeit zu geben. Marie spielte ein paar Stücke von Chopin auswendig. Der Lehrer war entzückt, begeistert und erkundigte sich gleich, ob die große Klavierkünstlerin nicht auch Sängerin sei. Marie konnte nicht leugnen, daß sie Unterricht im Gesang erhalten habe, und sofort begleitete der Lehrer ein einfaches Lied, welches Marie mit wohlklingender Stimme zum Vortrag brachte. „O Fräulein“, sprach der Lehrer, „bitte singen Sie an den Feiertagen in unserer Kirche zur Ehre Gottes. Wir haben zwei sehr schöne Männerstimmen, allein die Frauenstimmen fehlen uns ganz. Übermorgen ist Sonntag, bitte kommen Sie heute Nachmittag in die Kirche, dann üben wir etwas ein.“

Frau Rewald redete zu und Marie erklärte sich bereit, zu kommen, indem sie wiederholt sagte, die Herren würden von ihrer schwachen Stimme bald genug enttäuscht sein. Dabei hörte sie die schöne Stimme, welche in der Nacht vor ihrem Fenster gesungen hatte und dachte dabei: „Wird er auch mit auf dem Chor singen?“ Zu Tisch war der Hausherr anwesend, der unerwartet von einer kleinen Geschäftsreise zurückgekehrt war. Herr Rewald war ein freundlicher alter Herr, der dem schönen Mädchen, das er als Gast in seinem Hause vorfand, mit unbefangener Liebenswürdigkeit begegnete. Nach Tisch blieb Marie mit den Mädchen im schattigen Garten. Sie war sehr neugierig auf die Gesangsprobe in der Kirche. Sie hatte sich bisher mit allen Zweigen der Musik befaßt, nur von Kirchenmusik verstand sie gar nichts. Selten hatte sie in Wien die Hochämter besucht, niemals Gelegenheit

gehabt bei einem Kirchenchor mitzuwirken. Auch sonst hatte sie vor Menschen nicht gesungen, da sie erst im vergangenen Jahre angefangen hatte, Singstunden zu nehmen. Zur festgesetzten Stunde machte sich Marie auf den Weg zur Kirche, den ihr Frau Rewald genau beschrieben hatte. Es war ein heißer Nachmittag und langsam schritt sie im Schatten der Mauern hinauf nach dem großen Platz von Obernzell, auf dem die Kirche steht. Marie schritt in dem hochgewölbten, geräumigen Gotteshaus gerade auf den Musikchor zu, wo jemand auf der Orgel leise präludierte. Es war der Oberlehrer, welcher allein auf dem Chor verweilte. Er empfing Marie auf's freundlichste und begann als vorzüglicher Organist sein Instrument zu spielen, daß das stille düstere Gotteshaus ein Meer von herrlichen Tönen durchbrauste. Entzückt kniete Marie auf der schmalen Kniebank und lauschte der herrlichen Musik mit solcher Aufmerksamkeit, daß sie nicht vernahm, wie sich die anderen Sänger leise einstellten. Plötzlich hörte das Spiel auf. Der Lehrer machte die Herren mit der neuen Chorsängerin bekannt. Herr Hofmeier, Herr Schulverweser Maier, ein hübscher Mann mit einem schwarzen Schnurrbart und träumerischen dunkeln Augen, endlich ein dicker Fabrikant, der mit dem Lehrer den Baß singen sollte. Ohne Zeitverlust gings nun ans Probieren. Marie fühlte sofort den Unterschied des Singens in den Hallen der Kirche, gegenüber dem Gesang im Zimmer, den sie bisher geübt hatte. Sie war erstaunt über die Kraft ihrer eigenen Stimme und entzückt über den vollen Klang der Töne in der leeren Kirche.

Die einfache Messe, welche mit Begleitung der Orgel probiert wurde, bot Marien bei ihrer musikalischen Begabung keinerlei Schwierigkeiten. Zum Schluß ließ es sich der Chorregent nicht nehmen, ein kleines Solo für Marie einzulegen. Auch dieses ging prächtig und die Herren ergossen sich in Lobeserhebungen über die Leistungen des neuen Chor-Mitgliedes. Herr Hofmeier bot Marie galanter Weise die Hand, um sie über die steile Holzstiege des Chor's herabzuführen. „Sie werden doch meine Begleitung nach Haus nicht abschlagen, liebes Fräulein," sprach er unterwegs. Ich will ohnehin Frau Rewald und meine Cousinen besuchen. Ach wenn ich nur wüßte, welches Zimmer dort das Glück hat, Sie zu beherbergen?" Marie errötete tief über diese Worte, welche offenbar eine Anspielung auf die gestrige Serenade enthielten. Einer Antwort war sie enthoben, da am Anfang der Stiege Herr Rewald mit den Kindern sie erwartete. Er holte Marie zu einer Kahnfahrt auf der Donau ab, an der auch seine Frau teilnehmen wollte. Diese erwartete die Ihrigen unten an der Donaulände. Es sollte eine Fahrt zu einem der Rewald'schen Steinbrüche Donauabwärts gemacht werden. Von dort wollte man zu Fuß heimkehren. Ehe das Schifflein gerüstet war, vergingen einige Minuten. Herr Hofmeier war in der Wirtschaft am Strande verschwunden und empfahl sich mit dem Bemerken, daß er 24 Stunden oben im Gebirge Dienst habe. Als ihm Marie die mit einem Lederhandschuh bekleidete Hand zum Abschied bot, fühlte sie, wie er ihr einen kleinen Zettel zwischen Hand

und Handschuh schob. Mit klopfendem Herzen nahm Marie im Boote Platz. Wie unvorsichtig war er doch, der junge Mann und was mochte er überhaupt von ihr wollen?

Der Kahn fing an, unter den kräftigen Ruderschlägen stromab zu schwimmen, Marie erhob ihren Blick und sah die Augen eines schönen, ärmlich gekleideten Mädchens fest auf sich gerichtet. Zornig funkelten die Augen der Fischer-Dirne, die offenbar mehr mit dem davoneilenden Boot beschäftigt war, als mit den Netzen, die sie in der Hand hielt.

Eine Feindin, dachte Marie bei sich, während sich Frau Rewald nach dem Ergebnis der Singprobe erkundigte. Der Nachmittag war drückend schwül, die Fahrt trotz der vielen schönen Aussichtspunkte unerquicklich, noch mehr der Rückweg durch den schönen aber glühend heißen Wald. Müde und einsilbig kehrte die kleine Gesellschaft nach zwei Stunden heim. Marie eilte in ihr Zimmer, zog den bei der ersten Gelegenheit sicher in der Tasche geborgenen Zettel Hofmeiers heraus und las voll Neugierde die wenigen mit Bleistift geschriebenen Worte: „Geliebtes Fräulein! Bitte inständig, hängen Sie ein paar Handschuhe an Ihr Fenster. Ihr H.“ Marie saß einige Augenblicke ratlos im Erker und las nochmals die Worte in der Dämmerung. „Was will er mit dem Handschuh?“, sprach sie zu sich. „Will er wieder ein Lied singen? das hört doch das ganze Haus; oder will er gar? — — Nein, das wäre doch zu frech, durch's Fenster in mein Zimmer?“ Zornig zerriß sie den Zettel in kleine Stücke und ging hinunter, wo die Gesellschaft schon zum Nachtmahl ver-

sammelt war. Nach Tisch spielte Marie dem alten Herrn einige Lieblingsstücke auf dem Klavier vor, dann zog man sich zeitig zurück, da Herr Rewald von seiner Reise und der heißen Landpartie ermüdet war. Marie saß noch eine Weile in ihrem Erker am offenen Fenster die Nachtluft genießend. Es war ganz still heute Abend; kein Laut drang von Obernzell herüber, der Strom allein rauschte vorbei und brachte erfrischende Kühlung nach dem langen heißen Sommertage. Immer, immer wieder mußte sie an die vorige Nacht zurückdenken, an die lieblichen Weisen, die da unter ihrem Fenster ertönt hatten, immer wieder sah sie die hohe Figur des im Mondschein forteilenden Sängers. Nach und nach beruhigte sich ihre Phantasie und sie begann eigentlich zum erstenmal, seit sie die Damen am Oberhaus im Schlaf gestört hatten, wieder ruhig über ihre Lage nachzudenken. Der angefangene Brief an die Professorin lag noch in ihrer Mappe; wollte sie ihn abschicken? Nein noch nicht, es war doch erst ein Tag vorüber von den acht Tagen, für welche sie Frau Marx die Aufsicht über ihre Kinder zugesagt hatte. Und würde sie denn Aufnahme bei der Freundin finden? Da erschien ihr wieder im Geiste der blonde Grenzjäger, aber nicht als artiger Begleiter mit ihr sprechend, nein, auf dem Kirchenchor singend sah sie ihn, den schönen, großen Mann mit der prachtvollen Stimme im Halbdunkel des Gotteshauses. Ja wenn sie der strengen Tante die Verlobung anzeigen könnte! Der Brief würde anders aus der Feder fließen, als die mühsamen Zeilen an die Professorin. Frau

Hofmeier, wie würde das klingen? Eben wollte sie Licht machen, als sie ein Geräusch unter dem offenen Fenster in den Büschen zu hören glaubte. Hatte er jemand aufgestellt, um ihr Zimmer zu entdecken, da er doch im Dienst abwesend war. Lautlos suchte sie im Finsteren ihr Lager auf und kein Laut störte die Ruhe ihres Schlummers.

Es war eine schwüle Sommernacht. Marie erwachte bald nach Tagesanbruch und konnte, gestört durch den Gesang der kleinen geflügelten Blutsauger, welche durch das offene Fenster den Weg zu ihrem Lager fanden, keine Ruhe mehr finden. Eine Weile ertrug sie die Stiche der Mücken, dann als die Glocken der Kirche die Bewohner von Obernzell zum Gebet und zur Arbeit riefen, erhob sie sich, schlüpfte in ein leichtes Gewand der abwesenden Fräulein Rewald und suchte durch das stille Haus leise ihren Weg in den Garten. Der Schlüssel steckte im Schloß der Hausthüre, Marie drehte denselben um und erschrak über das Knarren des Schlosses. Alles blieb aber ruhig. Sogar der große Kettenhund, welcher das Haus des wohlhabenden Mannes zu bewachen hatte, blieb still und ließ sich den Morgenspaziergang der Hausbewohnerin schweigend gefallen. Nur die Vögel sangen in den Baumzweigen ihr Frühlingslied, aber Marie fand keinen Gefallen an ihren Gesang und an dem Aufenthalt unter den grünen Bäumen. „Fangt lieber die Mücken, ihr faulen Tiere anstatt so zu schreien“ sprach, über den Verlust der gewohnten Morgenruhe ärgerlich, die verwöhnte Städterin und schlug den Weg zum Strom ein.

Eine Weile saß sie auf der Bank vorm Haus im Genuß des kühlen Morgenwindes, der von Westen her wehte, dann bemerkte sie einen kleinen Pfad, welcher stromaufwärts gegen die Dampfschifflände hinführte. Durch Gras und niedrige Büsche ging der begangene Steig; Marie betrat ihn, da kein Tropfen Tau nach der schwülen Nacht am Gras zu bemerken war. Nach etwa 30 Schritten gelangte sie an einen festen hölzernen Zaun, der hier Herrn Rewalds Garten begrenzte. Hier mußte das Fischerhäuschen liegen, das die Dirne beherbergte, die Marie gestern bei der Abfahrt gesehen hatte. Sie hörte Geräusch neben dem Zaun und das Auge dicht an denselben legend, sah sie wenige Schritte entfernt die Dirne, die hochgeschürzt das üppige Gras des Baumgartens mähte. Gestern war das Mädchen ihr schön vorgekommen. Heute sah sie ein plumpes, starkes Weib vor sich, mit rohem, sinnlich gemeinem Gesichtsausdruck. Aber jugendliche Frische und Kraft zeigten die derben Glieder. Bah, was hatte Marie mit der Dirne zu thun? Während des Wetzens der Sense zog sich Marie leise in die Gebüsche zurück.

Der Fußpfad wandte sich nun dem Fluß zu. Marie folgte demselben bis zum Ende des Gartenzaunes, wo er offenbar ins Wasser führte. Ein abermaliges Spähen durch die Latten zeigte Marien das Ziel, zu dem im Sande des Ufers die Spuren nackter Füße führten. Ein kleines Badehaus stand an dem Grund der Fischerleute unweit des Ufers. Welche Wohlthat nach der heißen Nacht winkte da dem

Mädchen in nächster Nähe und kurz entschlossen zog sie Schuhe und Strümpfe aus und umging im Wasser das Ende des Grenzzaunes. Eine alte mürrische Frau mit nackten Füßen wies ihr die Thüre der höchst primitiv ausgestatteten Badehütte. Marie genoß begierig das Labsal der Erfrischung in den kühlen Fluten des heimatlichen Stromes und trat dann eilig wieder den feuchten Rückweg nach dem Rewald'schen Garten an. Dort im Haus war es inzwischen lebendig geworden, die Dienstleute waren an der Arbeit zu lüften und zu kehren; allein als sie am Fenster ihrer Zöglinge horchte, hörte sie die ruhigen Atemzüge der Schlafenden. Da tönte wieder die Glocke von der Kirche herüber, die Andächtigen zur Frühmesse zu rufen.

„Liebes Fräulein“, rief Frau Rewald vom oberen Stock herunter, „wenn Sie in die Messe gehen wollen, lassen Sie sich nicht stören, ich bleibe zu Haus und sorge für die Kinder.“ Marie erwiderte Dank und Morgengruß und machte sich schnell auf den Weg. Eben hatte sie die erste Straßenkreuzung erreicht, als ihr der schwarze Schulverweser Meier entgegentrat. „Guten Morgen“, sprach er, artig grüßend, „mein schönes Fräulein! Wie glücklich bin ich, Sie wohl heute als erster begrüßen zu können! Sie sind gewiß schon auf dem Weg zur Messe? O, Sie haben keine Eile, sie läuten hier immer zehn Minuten. Erlauben Sie mir huldvollst, daß ich Sie geleite.“ Mit diesen Worten schloß der hübsche Jüngling sich an Marie an und fuhr auf ihre zusagende Geberde hinfort: „Sie sehen angegriffen aus, Fräulein,

gewiß hat der Schlummer auch Ihre schönen Augen heute Nacht geflohen. O welcher Mann könnte Ruhe finden, nachdem er Sie gesehen! Soviel Schönheit und Liebreiz mit soviel Frömmigkeit gepaart!" „Aber Herr Lehrer", entgegnete Marie lächelnd, „meine Frömmigkeit konnte doch bisher Ihren Schlaf nicht stören. Sie wußten doch gar nichts von derselben, ehe Sie meinen ersten Kirchgang eben errieten." „So, mein Fräulein, glauben Sie?" sprach der Lehrer. „Habe ich etwa nicht gestern das Glück gehabt, Sie zu sehen, wie Sie mit dem Ausdruck einer heiligen Cäcilia in unserer Kirche Ihre wundervolle Stimme ertönen ließen?" Marie entgegnete kopfschüttelnd „meine Stimme ist sehr unbedeutend und meine Frömmigkeit leider noch unbedeutender. Hingegen ist mein Schlaf vortrefflich und heute Früh nur durch die kleinen Vampyre, Schnacken genannt, gestört worden. Wahrscheinlich werden auch an Ihrer mangelhaften Nachtruhe diese Tierchen und nicht meine Schönheit schuld sein." — „Keine einzige Schnacke," rief er, „auf Ehre, bei uns in den Häusern oben auf dem Berge. Diese bilden einen Vorzug der Häuser am Fluß unten. O mein Fräulein" — Doch da waren sie am Kirchenportal angekommen, mit einem eiligen „Adieu Herr Lehrer" schlüpfte Marie hinein und machte dem heiteren Zwiegespräch ein jähes Ende. Die plumpen Schmeichelreden des hübschen Lehrers störten Mariens Seelenruhe nicht im geringsten. In tiefer Andacht können wir sie wenige Minuten später im Halbdunkel hinter einer Säule knieen sehen. Ja diese Kirche, das einfache, ziemlich schmucklose Gotteshaus,

hatte sie gestern schon ganz eigentümlich zur Andacht gestimmt. Immer hatte Marie ihre religiösen Pflichten gewissenhaft erfüllt, aber nie seit ihrer Kinderzeit hatte sie so innig, so aus tiefstem Herzensgrund gebetet wie jetzt. Not lehrt beten. Das Mädchen fühlte sich eben ganz einsam und verlassen unter den fremden Menschen, obwohl diese alle gut und freundlich für sie waren. Sie hatte sie ja alle belogen, ihre eigene lügenhafte Geschichtserzählung hatte die Schranke aufgerichtet zwischen ihr und ihrer Umgebung. Deshalb fühlte sie sich so verlassen und deshalb flehte sie den allwissenden Gott, als ihren einzigen Vertrauten, an, daß er ihr den rechten Weg zeigen möge, um aus ihrer schlimmen Lage zu kommen.

Dabei unterbrachen doch Zerstreuungen ihre Andacht, als sie an ihre Pflichten dachte. Sie sah das geliebte Gesicht des verstorbenen Vaters, die strenge Tante vor sich und dann erschien das ernste Gesicht Anton Mosner's und daneben ein blonder Jüngling. . . . . Nein, Marie bannte die Bilder bei dem Ton des Glöckchens in der Messe und wieder betete sie inbrünstig. Erst als die wenigen frommen Seelen von Obernzell die Kirche verlassen hatten, und der Meßner mit dem Schlüsselbund sich dem Portal näherte, erhob sich die fromme Beterin und eilte mit flüchtigen Schritten hinaus dem Rewald'schen Hause zu. Der jugendliche Magen verlangte gebieterisch seine Rechte nach den langen ungewohnten Morgenerlebnissen und Herr Rewald ergötzte sich in kindischer Freude über den gesegneten Appetit seines schönen Gastes an

dem im Garten gedeckten Frühstückstisch. Frau Rewald erzählte von einer Einladung, welche vom Fabrikanten Merke für sie alle und besonders für Marie gekommen war, den Abend in dessen Villa auf dem Berge zuzubringen. Marie machte den Einwand, daß sie nicht gehen könne, da sie in tiefer Trauer sei. „Liebes Kind“, sprach Frau Rewald, „das können wir nicht sagen. Da hätten Sie nicht heute und gestern in den blauen Kleidern meiner Rosa gehen dürfen. Es werden nicht viele Menschen dort sein und hier weiß ja niemand von Ihrer Trauer etwas.“ Marie sah die Richtigkeit der Ansicht Frau Rewalds ein und ergab sich in ihr Schicksal. Laut lachend dachte sie bei sich „ich muß doch in Obernzell in die Welt gehen, wenn ich der Tante meine Verlobung anzeigen will.“ „Übrigens“, fuhr Frau Rewald fort, „werden Sie gut thun sich umzuziehen, denn der Ruf Ihrer Schönheit hat sich gewiß hier schon so verbreitet, daß heute unsere galanten Herrn und neugierigen Damen kommen werden, um Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Nach dem Frühstück folgten die Unterrichtsstunden: Deutsch und die Anfangsgründe des Klavierunterricht's. Beides minder unterhaltend für Marie als nützlich für die Kinder, so daß erstere nicht gerade ungehalten war, als sie um 11 Uhr in den Salon gerufen wurde, wo der oberste der Zöllner den vorausgesagten Reigen der Besuche eröffnet hatte. Die Galanterie für schöne Frauen, welche in Oberösterreich allgemein geübt wird, hat auch ihren Weg in das bayerische Obernzell gefunden. Marie unterhielt sich köstlich mit einigen alten

Herren, welche ihr die plumpesten Schmeicheleien ins Gesicht sagten. Für jeden hatte sie ein freundliches Wort oder eine witzige Gegenrede, so daß die alten und jungen Honoratioren von Obernzell endlich den Salon füllten und sich ein ausgelassen heiterer Kreis um das schöne Mädchen bildete, in dem der alte Herr Rewald, entzückt über den Geist und Witz seines Schützlings, als Vorsitzender thronte. Dabei entging Marie fast ganz den unangenehmen Fragen der Damen, wie, woher, warum sie gekommen. Endlich, als schon die Essensstunde nahte, erklärte der alte Zollinspektor feierlich, er lege Beschlag auf Marie als Oesterreicherin zu Gunsten der bayerischen Zollwache. „Suchen Sie sich einen aus unter unsern jungen Herren!" Marie dachte bei sich: „Welcher der Hübscheste ist, das wüßt' ich schon." Dann sprach sie laut: „Ich protestiere! Ja, wenn Sie noch frei wären Herr Inspektor!"

Mit galantem Handkuß empfahl sich der alte Herr und wenige Minuten später hatte die ganze Gesellschaft das Rewald'sche Haus verlassen. „Bravo, Marie, sprach Frau Rewald, „Sie haben unsere Herrn schön bezaubert, die jungen wie die alten! Heute Abend, das sag' ich Ihnen, müssen Sie sich mehr den Damen widmen, sonst haben Sie Mißfallen und üble Nachrede zu gewärtigen." „Ach das ist ja ganz egal", sprach Herr Rewald, „wenn wir Sie nur hier in Obernzell behalten könnten, Fräulein Marie! Ist denn gar kein anständiger junger Mann hier, der für sie passen würde? Richtig der kleine schwarze Schulverweser. Haben Sie Lust Frau Lehrerin zu werden?" „Danke" sprach Marie trocken;

dann ging man zu Tisch. Zu früher Abendstunde finden wir die kleine Gesellschaft wieder beim Fabrikanten Merke in seiner Villa oben auf der Höhe jenseits des Waldes. Marie hatte einen großen Teil des heißen Nachmittages dazu verwendet, mit Hilfe der Hausfrau ein hübsches Rosakleid für die kleine Abendgesellschaft herzurichten. Sie sah in der einfachen Toilette mit Ausschnitt und kurzen Aermeln, welche nur mit ein paar weißen Rosen und einer wertvollen Diamantbroche verziert war, reizend aus und überragte die anwesenden Frauen und Töchter der Honoratioren von Oberzell an Schönheit, noch vielmehr jedoch schlug sie dieselben durch ihre Grazie und ihr ruhiges, natürliches Auftreten.

Dem Rat Frau Rewalds folgend, widmete sie sich vorzugsweise der Hausfrau und den älteren Damen. Die Herren konnten kaum ihren Gruß anbringen; Fabrikant Merke war der Bassist vom Kirchenchor und der Zweck des Abends waren musikalische Produktionen, welche gleich nachdem sich gegen 7 Uhr die Gesellschaft versammelt hatte, beginnen sollten. Mit einem Stück von Chopin, auf dem Klavier meisterhaft gespielt, eröffnete Marie den Reigen. Herr Hofmeier war nämlich noch nicht da und man wollte auf seine Ankunft mit den mehrstimmigen Liedern warten. Sie mußte auf den lauten Beifall der Gesellschaft hin das Stück wiederholen und als der blonde Grenzjäger am Schluß des zweiten Vortrages noch nicht erschienen war, bat der Hausherr und der Lehrer Möller Marie so inständig, mit dem Schulverweser ein Duett zu singen, daß sie sich nach längerem Sträuben

endlich dazu bequemen mußte, ein ihr bekanntes Stück unter Herrn Merke's Noten zu suchen. „Ach, welches Glück", sprach der galante Partner, der ihr beim Suchen behilflich war, „daß ich das erste Lied mit Ihnen singen darf, mein Fräulein! O bedenken Sie doch, daß in allen großen Opern die innige Liebe des Tenoristen erhört wird." „Suchen Sie einen Mendelssohn, Herr Lehrer", erwiderte Marie, „wir sind nicht in der Oper." Endlich war das gesuchte Lied gefunden. Der Oberlehrer übernahm es, das Lied zu begleiten und Herr Merke führte Marie galant zum Flügel. Die bekannten Weisen boten der Sängerin keine Schwierigkeiten. Der Lehrer sang mit hübscher Stimme und viel Ausdruck seine Liebesworte; Marie fühlte, daß sie ihm vom Herzen kamen. Aber nicht zu ihm zogen sie seine süßen Worte und seine schönen dunkeln Augen, nein sie erinnerten sie an einen anderen, dessen Blick so oft liebend auf ihr geruht hatte, an ihren Vetter Anton. Eben hatten die Stimmen im Schlußaccord zusammengeklungen und erhoben sich die Anwesenden um den Sängern Beifall zu spenden, als Marie hinter sich die laute, wohlbekannte Stimme Hofmeiers hörte. Schnell entzog sie sich den Lobreden und ging in das finstere Zimmer neben dem Musiksalon. Vor dem Fenster hörte sie Schritte und gleich darauf regungslos stehenbleibend vernahm sie deutlich, wie Hofmeier seinem Chef, dem Inspektor, rapportierte. „Wieder nichts, die ganze Nacht haben wir gewacht, niemand von den Bauern ist gekommen. Bis gegen Morgen war alles ruhig, dann ist die alte Moosreinerin von Sulz

gekommen mit Mehl. Zu holen ist bei der nichts als ihre Kinder." „Habt ihr sie eingebracht?" frug der Inspektor. „Nein, es war nicht der Mühe wert, nur ein bischen geflochten", sprach Hofmeier lachend; da kam der Hausherr mit der Lampe herein und holte Marie zum Nachtessen ab. Marie bekam ihren Platz neben dem Herrn Lehrer, dem Hausherrn gegenüber. Alle wetteiferten in Lobeserhebungen über ihre musikalischen Leistungen und zum Schluß feierte der Lehrer die große Künstlerin in einem schwungvollen Toast, dem alles begeistert zustimmte. Der Champagner floß in Strömen, die Herren drängten sich alle herbei, um mit Marie anzustoßen. Auch Hofmeier trat heran und stürzte schweigend ein Glas Wein hinunter. „Sie sind wohl durstig geworden im Dienst, Herr Hofmeier?" sprach Marie und nippte an ihrem Kelchglas. „Ja," sprach Hofmeier, „die Hitze war entsetzlich." Dabei blitzten seine hellblauen Augen so unternehmend auf das Mädchen herüber, daß Marie sich errötend nach der anderen Seite wendete, um ein Gespräch mit dem Oberlehrer über ihre musikalischen Fähigkeiten fortzusetzen, das sie vorher angefangen hatte. Die Lebhaftigkeit der kleinen Gesellschaft begann zu erlahmen. Trotz der geöffneten Fenster und Thüren wurde die Hitze immer drückender, die Herren suchten Kühlung im Wein, endlich drängten die älteren Damen zum Aufheben der Tafel und alles strömte in den finsteren Garten hinaus um dort Kühlung zu finden. Draußen war übrigens die Luft fast ebenso schwül wie im Zimmer; kein Blättchen regte sich in den Bäumen und bleiern lag

der sternlose Nachthimmel über den Wipfeln der Bäume. „Wären wir nur glücklich wieder daheim“, sprach Herr Rewald, „keinen Augenblick ist man hier vor dem Gewitter sicher, das hereinbrechen kann, ohne daß man es über den Wald herkommen sieht.“ „Schlimmsten Falls müssen wir halt hier übernachten“, meinte Marie, die am Arm des Lehrers Schwarz vor Herrn Rewald das Haus verlassen hatte. Der Hausherr suchte die Gesellschaft möglichst zu beruhigen, versprach Unterkunft, Regenschirme, Regenmäntel für Damen und Herren und bald riefen die Töne des Klaviers, welche Oberlehrer Schwarz anschlug, die Sänger in's Musikzimmer zurück.

Voll tönte der Chor: „Wer hat dich du schöner Wald“ aus den weitgeöffneten Thüren des Musiksaals hinaus in den Garten, wo sich die Gesellschaft niedergelassen hatte. Marie hörte Hofmeiers schöne Stimme aus den übrigen heraus ertönen und fühlte deutlich wie er, der einzige wirkliche Sänger unter ihnen, das ganze Lied trug. Fest hielt sie ihre Augen auf die Noten gerichtet, sie wollte ihn nicht ansehen den großen Sänger auf der anderen Seite des Klavier's. Fürchtete sie den Blick der hellblauen Augen? Nein, mutig blickte sie bei der nächsten Pause hinüber, während der Tenor Solo sang, im spöttischen Einverständnis über die etwas zirpende Stimme des kleinen Lehrers trafen sich ihre Augen. Nein, sie wollte keine Furcht haben vor dem blonden Mann im grünen Rock! Das Lied war zu Ende, der Schlußaccord verklungen, da ertönte vom schwarzen

Nachthimmel herab als unwillkommener Applaus ein schwerer Donnerschlag. Alles flüchtete ins Haus; die Frauen suchten ihre Mäntel, die Herren ihre Kopfbedeckungen, die Ermahnungen des Hausherrn zu Ruhe wurden nicht beachtet, jeder wollte noch vor Ausbruch des Gewitters seine Wohnung erreichen. Als wenige Minuten später das Rewald'sche Ehepaar mit ihrem Schützling die Villa verließ, war es noch ruhig draußen; man durfte hoffen, trocken nach Haus zu kommen. Da bemerkte Frau Rewald, daß sie ihren Schirm zurückgelassen habe. Im schnellsten Lauf holte Marie das Vergessene aus dem Haus. Da, wie sie die Vorangegangenen auf der Straße eben einholen wollte, brach der Sturm los. Ein Blitzstrahl fuhr vor dem erschreckten Mädchen in den Wald nieder und gleichzeitig mit dem schweren Donnerschlag heulte die entfesselte Windsbraut durch das Thal. Einige Schritte konnte Marie noch auf der Straße machen, da krachte es in den alten Waldbäumen und splitternd warf der Sturm die hundertjährigen Stämme über die Straße. Marie fühlte sich von den Zweigen eines Baumes erfaßt und fiel mit einem Angstschrei zu Boden. Der Schrei war gehört worden. „Marie, wo sind Sie?" frug die sonore Stimme Hofmeiers in der Finsternis. „Hier", klang die Antwort und mit kräftigem Arm befreite er das in die Baumäste verstrikte Mädchen aus ihrer peinlichen Lage. „Sind Sie unverletzt?" klang die Frage. „Ja", hauchte Marie. Seit einiger Zeit schon prasselte der Regen herunter, ein Gußregen, der Marie in wenigen Augenblicken bis auf die Haut durchnäßt hatte.

„Nur weg von der Straße“ rief Hofmeier, umfaßte das zitternde Mädchen und eilte mit flüchtigen Sprüngen in den stockfinsteren Wald hinein. Marie fühlte sich mehr getragen als geführt, keinen Laut brachte sie über die Lippen, willenlos überließ sie sich dem starken Mann. Frei hob er sie mit dem rechten Arm von der Erde auf, wenn sie über Wurzeln und Stöcke straucheln wollte, den Arm legte sie um seine Schultern und so ging die Fahrt sicher durch das nasse, finstere Dickicht. Auf einmal fühlte Marie festen Weg unter ihren Füßen, noch einige Schritte, dann blieb Hofmeier stehen und flüsterte ihr leise zu: „Hier ist Herrn Rewalds Garten.“ Eben suchte Marie nach Worten, ihrem Retter zu danken, da fühlte sie sich umarmt und in einem langen heißen Kuß fanden sich die Lippen der jungen Leute. Fremde Stimmen in der nächsten Nähe wurden laut und mit einem Ruck entzog sich das Mädchen der Umarmung und eilte mit einem lauten „hier“ den Rufenden entgegen. Es waren Herr und Frau Rewald, die atemlos und ganz durchnäßt glücklich dem Unwetter und den fallenden Bäumen entronnen waren. „Gott sei Dank“, rief Frau Rewald, „daß Sie da sind, liebe Marie, aber wie kommen Sie da herunter? Ah Herr Hofmeier!“ Marie beeilte sich, den blonden Grenzjäger als ihren Lebensretter zu bezeichnen. „Dank, besten Dank“, rief Herr Rewald, „aber nur schnell herein unter Dach!“ Da kam ihnen der Diener mit einer Laterne entgegen. Einen Blick warf Marie auf ihren Anzug und eilte dann erschreckt in das finstere Haus hinein. In Fetzen hing das schöne

Kleid vor Nässe triefend an ihr, Hut und Überwurf hatte sie bei dem schrecklichen Lauf durch den Wald verloren, und nur Frau Rewald's Schirm glücklich nach Haus gebracht. Letztere warf ihrem Schützling einen Mantel über die Schultern und geleitete sie in ihr Zimmer. „Gehen Sie nur gleich zur Ruhe, liebes Kind", sagte sie, „die Sachen müssen alle unter dem Baum liegen", sagt Herr Hofmeier. „Morgen bekommen wir alles wieder; naß und ein bischen verdorben, doch das macht ja nichts." Das Ehepaar war durch gute Mäntel vor dem Regen einigermaßen geschützt gewesen. Trotzdem wurde sofort heißer Thee gebraut, um die zu befürchtenden Folgen der Erkältung zu vermeiden, und die gute Frau brachte ihrem Schützling selbst eine Tasse des dampfenden Trankes an sein Lager, sprach lächelnd über die überstandenen Gefahren, gab dem Mädchen einen mütterlichen Kuß und wünschte ihr „gute Nacht."

Ja „gute Nacht." Eine Weile lag Marie ruhig auf ihrem Lager und suchte den Schlaf, der ihr sonst ein so treuer Gefährte gewesen war, aber ihre Pulse flogen, sie zitterte vor Aufregung. Ja, er hatte sie geküßt, der starke, der reckenhafte Mann. Er hatte sie getragen, sein Arm hatte sie umfangen; schwach, willenlos wie ein Kind, war sie in seiner Nähe. Sie fühlte die Schamröte in ihrem Antlitz, wenn sie an den Augenblick zurückdachte. Und liebte er sie? War das Liebe, was die blitzenden hellblauen Augen verkündeten? Warum hatte er ihr nicht gesagt: „Ich liebe Dich" anstatt sich den Lohn für seinen Ritterdienst so brutal zu

nehmen? Immer schwüler erschien es Marie in dem kleinen Zimmer, immer ängstlicher wurde ihr zu Mute. Sie stand auf und öffnete das Fenster. Der Sturm war vorüber, das Regnen hatte aufgehört, einzelne Sterne zeigten sich am Firmament und wohlthuend und erfrischend zog die kühle Nachtluft in das Gemach herein. Marie lehnte sich aus dem Fenster, alles war ruhig, die Lichter verlöscht, die Menschen zur Ruhe gegangen. Sie allein fand die Ruhe nicht, sie die Einsame, die Verlassene. Ein Lied, das sie vor einiger Zeit in Wien gehört hatte, kam ihr in den Sinn. Es hatte sie damals tief ergriffen das alte Lied: „Des Mädchens Klage“ und mit halblauter, zitternder Stimme sang sie zum Fenster hinaus:

„Der Eichwald brauset, die Wolken zieh'n,
Das Mägdelein sitzet an Ufers Grün.
Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und sie seufzt hinaus in die finstere Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet.“

Marie hatte den letzten Vers noch nicht vollendet, da wurde es in den Büschen unter dem Erkerfenster lebendig und mit gedämpfter Stimme wiederholte Hofmeier den Schluß: „Das Auge von Weinen getrübet.“ Entsetzt fuhr Marie zurück, als er sich jetzt im Halbdunkel dem Fenster näherte und ihr zurief: „O laß mich ein, Geliebte.“ In demselben Augenblick flog ein schwerer Gegenstand an dem Mädchen vorbei zum Fenster herein. Marie griff darnach und hielt einen Strick in der Hand, an dem ein starker, eiserner Haken befestigt war. „Marie!“ ertönte die Stimme von

unten, „hänge den Haken an's Fensterkreuz.“ Einen Augenblick stand Marie ratlos da, bleich vor Wut und Scham zugleich, da mit einem Sprung war sie am Fenster, ergriff ein Messer, schnitt den Strick ab, warf ihn dem frechen Liebhaber in's Gesicht und schloß mit einem lauten „Nein“ das Fenster. Den Haken in ihrer Tasche verbergend, steht das Mädchen einige Minuten still und horcht, ob alles im Haus ruhig bleibt, dann geht sie, Polster und Decke von ihrem Bett nehmend, in das nebenan gelegene Lernzimmer, öffnet weit die Fenster und legte sich auf ein Sofa nieder. Trotz aller Aufregung bewahrheitete sich bei Marie das alte Sprichwort: „Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen“ und kaum war eine Viertelstunde verstrichen, da zeigten ihre regelmäßigen Atemzüge, daß sie sanft eingeschlafen ist.

Auf die Gewitternacht war ein wundervoller Morgen gefolgt. Ein leichter Nebel lag über dem waldigen Flußthal, durch die Sonne rosig gefärbt erglänzten die Berge am Südufer der Donau, als Marie durch das laute Rufen der stromabfahrenden Flößer geweckt, ihr improvisiertes Nachtlager verließ. Alles schlief noch im Haus, obwohl es vom Kirchturm herab schon 5 Uhr schlug. Marie hüllte sich eilig in ihr leichtes Morgengewand und verließ auf demselben Wege wie Tags zuvor das Haus. Sie wollte wieder in's Bad gehen in das fatale Fischerhaus hinüber. Einmal mußte sie noch hin, da sie die Taxe für das gestrige Bad schuldig geblieben war. Langsam ging sie durch die schattigen Laubgänge des thaufrischen Gartens, horchte auf das Concert der

Vögel, welche sich durch eifrigen Gesang auf ihr baldiges langes Schweigen vorbereiteten. Jenseits des Zaunes war wieder das Wetzen der Sense zu hören, als sie ihre Pantoffeln am engen Fußweg zurücklassend, in die leisen Wellen der Donau stieg. Das starke Gewitter hatte das Wasser weder abgekühlt, noch ein Steigen desselben veranlaßt, und lange gab sich Marie dem gewohnten Genusse des Bades hin. Als sie das Badehaus verlassen hatte, bezahlte sie der grinsenden Alten ihre Schuld und wollte eben, von deren Danksagungen begleitet, in den Donausand hinabsteigen, als neben ihr die Tochter am Zaune erschien, und sie mit zornigem Gesicht ansprach: „Wenn's zu uns kommen wollen, so können's zur Thür reinkommen. Sie hergelaufene Person! Was haben's an unserm Gartenzaun zu suchen!" Blutübergossen stand Marie vor der rohen Dirne und fand kein Wort der Entgegnung auf die im gemeinen Dialekt gesprochenen Rede. Doch es bedurfte keiner solchen. Schon kam die Mutter und schrie dem Mädel zu: „Marsch, Kreszenz, an die Arbeit, schämst dich nit, eifersüchtige Dirn." Marie stieg eilends in's Wasser und dachte während des kurzen Weges um das Zaunende: „Eifersüchtig hat sie das Mädel genannt. Sollte Hofmeier ihr Liebhaber sein?" Zerstreut schritt sie durch das Gras der Stelle zu, wo sie ihre Schuhe gelassen hatte. Da stand sie plötzlich dicht vor Frau Rewald, welche bei einem frühen Morgenspaziergang wohl zufällig die hübschen Pantoffeln gefunden und aufmerksam gemacht, auf den Fußweg dort Posto gefaßt hatte. „Aber Marie," rief sie, „was fällt

Ihnen ein? Was machen sie da drüben? Wo kommen Sie her?“ Sofort erzählte Marie ihr die Badespaziergänge von heute und gestern, wobei der jüngste Wortwechsel der Fischerweiber keiner Schilderung bedurfte, da Frau Rewald denselben mitangehört und fast vollständig verstanden hatte. „Aber Kind,“ sagte sie, „warum fragen Sie mich nicht. Das sind ja ganz gemeine Leute da drüben, die Alte wie die Junge. Nicht einen Fuß hätten sie hinüber setzen dürfen! Da hätten Sie Schönes mit ansehen können.“ Frau Rewald legte ihren Arm in den des Mädchens und schweigend gingen sie eine Weile bergauf bis zu einer im Schatten der Bäume gelegenen Sitzbank. Dort nahm die Matrone Platz und fuhr mit bekümmerter Miene fort: „Ueberhaupt, liebes Kind, beklage ich bitter, daß Sie ein unglücklicher Zufall heute Nacht in die Hände dieses Hofmeiers hat fallen lassen. Freilich wäre es an uns gewesen, auf Sie zu warten, als Sie um den Schirm liefen, aber wir gingen wirklich langsam und wären wir stehen geblieben, so wären wir wahrscheinlich erschlagen worden. Erst als der erste Stamm hinter uns brach, da war kein Halten mehr, da liefen ich und Rewald so schnell, als uns unsere alten Beine tragen wollten.“

„Ja, liebe Marie, Sie werden sich erinnern, daß ich Sie schon einmal vor Hofmeier gewarnt habe; ich muß jetzt meine Warnung wiederholen. Sie haben eben die Schimpfworte der Fischerdirne gehört, und das, was Sie als kluges Mädchen wahrscheinlich schon vermuten, das sage ich Ihnen jetzt: Seit Jahr und Tag weiß ganz Obernzell, daß Hof-

meier der erklärte Liebhaber der schönen Fischercenz ist." Wie unter einem Faustschlag zuckte Marie bei diesen Worten zusammen. Voll Mitleid schloß sie Frau Rewald an ihre Brust. Thränen standen in den Augen der guten, alten Frau, als sich Marie wieder zurücklehnte. Diese weinte nicht, sprach vielmehr mit einem herben Zug um den Mund: „Ich danke Ihnen von Herzen, liebe Frau Rewald, Sie haben ganz Recht gehabt, ich hatte es schon vermutet. Ich wollte Sie nur etwas fragen. Was versteht man im hiesigen Sprachgebrauch unter „flechten"? „Flechten," sprach Frau Rewald, „das heißt soviel wie schlagen." „Danke schön," sprach Marie, „ich hatte 's mir gedacht." „Was wollen Sie jetzt thun, liebes Kind?" frug Frau Rewald das schöne Mädchen, das sich gerade von ihrem Sitze erhob. „Erst will ich mich ordentlich chaussieren und dann auf den Berg hinaufsteigen, die verlornen Sachen zu suchen," entgegnete Marie und eilte, ihrer mütterlichen Freundin Einladung zu einem Frühstück artig ablehnend, in ihr Zimmer. Frau Rewald sah ihr mit Wohlgefallen nach. „Ein Prachtmädel," sprach sie bei sich. „Wer die fangen will, darf früh aufstehen. Ja, blonder Grünrock, da soll Dir der Schnabel sauber bleiben."

Wenige Minuten später konnte man Marie festen Schritts den Fußweg, auf dem sie gestern Abend die Rewald'sche Villa erreicht hatte, hinaufwandern sehen. Noch immer lag der bittere, schwermütige Zug auf ihrem schönen Angesicht, aber hell und unternehmend blickten die braunen Augen in die Welt hinein. Erst vor wenigen Minuten war sie aus

einem langen Schlaf erwacht, so kam es ihr jetzt vor. So aufgeregt war sie gewesen seit gestern Abend, daß sie vorhin, als sie in ihr Zimmer eilte, nicht einmal wußte, ob sie aus dem Absturz durch den Wald gestern ihre Diamantbroche, das wertvollste Stück unter ihren Schmuckgegenständen nach Haus gebracht hatte oder nicht. Ja, die Worte der Frau Rewald hatten sie aus dem Traum erweckt. Nüchtern und kalt blickte sie wieder in die Welt. Klar wollte sie sich werden, ob das Liebe war, was sie für den Mann wirklich fühlte, der sie auf Stunden berauscht, bezaubert hatte. Wissen wollte sie, ob er sie liebe, der schöne starke Mann, der an ihrem Fenster gesungen und bei strömendem Regen gewartet hatte. Um sich Klarheit über all dies zu verschaffen, deshalb stieg sie jetzt auf den Berg, sie mußte ihn sprechen und eine Ahnung sagte ihr, daß sie ihn finden würde, da wo er sie gestern aus den wirren Baumzweigen gezogen hatte. Breit und ausgetreten steigt der Pfad in Windungen durch das jüngere Holz bergan. Marie mochte etwa zehn Minuten gestiegen sein, da sah sie vor sich den an der Villa des Fabrikanten anstoßenden Hochwald. Ihr Herz klopfte, immer langsamer wurde ihr Schritt. War es denn vernünftig, den Mann aufzusuchen, war er nicht frech, roh und unsittlich? Einen Augenblick blieb Marie überlegend stehen. Ja, es war vernünftig; denn erstens suchte sie ja den Mann nicht auf, sondern Rosa Rewald's Hut und Mantel, und zweitens konnte man die schlechten Eigenschaften Hofmeier's mit in Kauf nehmen, wenn er nur sonst edle Denkungsart besaß, und große Liebe für sie empfand.

Lautlos auf dem feuchten Fußweg hinschleichend, gelangte Marie an den Rand des jungen Holzes, gedeckt durch die grünen Zweige der jungen Buchen blieb sie stehen und spähte durch das Laub hindurch, um sich zu orientieren, und Hofmeier, wenn er wirklich da sein sollte, zu überraschen. Gerade vor ihr lag die Merke'sche Villa, deren Mauern durch die Stämme des schütter stehenden Hochwaldes leicht erkennbar waren; zur Linken sah sie die geworfenen Bäume und sie erbleichte und fühlte ihr Herz klopfen; da bewegte sich etwas, eine hohe Gestalt erhebt sich aus dem Gewirr von grünen Aesten, ja, er ist's! Still steht Marie, die linke Hand auf's Herz gepreßt, als fürchte sie, daß das heftige Pochen sie verraten könne. Nur jetzt Ruhe, Mut und Kraft, sagt sie sich, nur für wenige Minuten kaltes Blut und klaren Blick, daß sie die Gesinnung des Mannes erkenne und fest nach der gewonnenen Erkenntnis handle. Einen Blick wagt sie wieder auf den Baumschlag zu ihrer Linken, und wirklich, da sitzt er, halb abgewendet von ihr auf einen starken Fichtenstamm, den verlornen Mantel auf dem Schoß haltend. Mit einem Stoßgebet verläßt Marie auf dem Fußweg ihr Versteck und wenige Schritte bringen sie an den ersten der gefallenen Bäume, eine riesige Buche, welche einen zimmerhohen Ballen aus der Erde herausgerissen hatte. Er hatte nichts bemerkt, der junge Mann, und das „guten Morgen, Herr Hofmeier", das das Mädchen mit fester Stimme vernehmen ließ, warf ihn jäh auf seinem Sitz herum. Die Ueberraschung war gelungen; ehe Hofmeier

etwas erwidern konnte, hatte Marie Muße, das farblose Angesicht, die übernächtige Miene des Mannes zu betrachten. Eine fadenscheinige schlechte Uniform, zerknittert und naß vom Suchen im Walde trug der sonst so elegante Grenzjäger. Marie sah das alles mit einem Blick und freute sich dessen. Je weniger anziehend der Mann vor ihr stand, um so eher durfte sie hoffen, ihre Ruhe zu bewahren und nicht wieder dem bezaubernden Eindruck der hellblauen Augen zu verfallen. Da Hofmeier noch immer schwieg, so frug ihn Marie, welche durch drei weitere Baumstämme von ihm getrennt war: „Haben Sie meine Sachen gefunden, Hut und Mantel?“ „Jawohl,“ antwortete der Grenzjäger, „alles lag unter der Fichte, die Sie niedergeworfen hatte.“ Da Hofmeier noch immer auf dem Stamme saß, nahm auch Marie ihm gegenüber auf der Buche Platz. Der Verhau zwischen ihr und dem unternehmenden jungen Mann gab ihr ein Gefühl von Sicherheit und mit fester Stimme fuhr sie fort: „Ich danke Ihnen schön und bitte Sie, mir die Sachen zu geben. Ja, Herr Hofmeier, ich würde Ihnen gern noch mehr Dankgefühl widmen, für den halsbrechenden Weg, den Sie heute Nacht mit mir zurückgelegt haben, allein Sie haben sich den Lohn für den Ritterdienst selbst genommen und sich dann später auf eine nicht näher zu bezeichnende Art an meinem Fenster betragen. Seit wann ist es Sitte, Herr Hofmeier, einem anständigen jungen Mädchen Strickleitern in's Fenster zu werfen, noch dazu einer Fremden, die in einer so angesehenen Familie wohnt und die strengste Sorge auf ihren Ruf tragen muß? Ich bin

mir nicht bewußt, Ihnen das leiseste Anrecht auf ein solches Benehmen gegeben zu haben. Ja, Sie haben mich furchtbar erschreckt, und kann ich nicht läugnen, daß Sie durch Ihren Mangel an Lebensart die gute Meinung, die ich von Ihnen gehegt hatte, verscherzt haben." Mit ungeduldiger Miene hörte der junge Mann die Strafpredigt des Mädchens an und entgegnete dann in gekränktem Tone: „Aber Fräulein, Sie haben mich doch heute Nacht so schlecht wie möglich behandelt. Eine Glockenstunde stehe ich naß wie eine gebadete Maus unter Ihrem Fenster und dann werfen Sie mir den Strick in's Gesicht, schlagen mir das Fenster vor der Nase zu und jetzt machen Sie mir noch Vorwürfe. Ueber meine Gefühle für Sie konnten Sie doch nach dem, was gestern nach dem Abstieg zwischen uns geschehen war, nicht zweifeln?"

„So" sprach Marie in strengem Ton, „haben Sie mich etwa um Erlaubnis gefragt, ehe Sie sich den Kuß nahmen, oder haben Sie vielleicht auf Ihre Anfrage Handschuhe an meinem Fenster hängen sehen? Von meinen Gefühlen Ihnen gegenüber wissen Sie zur Stunde noch nichts, Herr Hofmeier, und ich wiederhole, daß Ihre Art, den Hof zu machen, einem anständigen, jungen Mädchen gegenüber völlig unschicklich ist."

Als Hofmeier auf diese Worte des Mädchens seinen Platz verließ und seine Stimme lauter erheben wollte, erklärte ihm Marie, daß sie sofort in den Garten der Villa Merke gehen würde und die Unterredung als beendet betrachte,

wenn er sich nicht wieder vollständig beruhige. Mürrisch nahm der junge Mann seinen Platz wieder ein und sprach mit unterdrücktem Zorn: „So mein Fräulein, sie beanspruchen also alle Rücksichten, welche wohlerzogenen Damen aus gutem Hause gegenüber allerdings am Platze sind. Seit wann pflegen wohl anständige junge Mädchen Nachts zwischen zwei und drei Uhr auf der Donaubrücke in Passau allein zu lustwandeln?“ Fest hielt in diesem Augenblick Marie ihren Blick auf Hofmeiers Angesicht gerichtet; ein boshafter, häßlicher Zug war in demselben zu lesen. Diesen tückischen Ausdruck wollte sich das Mädchen einprägen, er sollte, er mußte ihr Heilung bringen, ihrem thörichten, verirrten Herzen die Ruhe zurückgeben. „Ja“, schloß Hofmeier, „ich rate Ihnen dringend ganz andere Saiten aufzuziehen, Fräulein, sonst weiß ich, was ich zu thun habe. Ich gehe geradewegs zu Frau Rewald und erzähle ihr, daß ich das edle Fräulein fast auf der Brücke gefangen habe; ich schreibe Vetter Marx die Geschichte und teile sie hier all Ihren Verehrern mit. Nun Fräulein Marie, werden Sie mir noch das Fenster vor der Nase zuschlagen?“ Bei den letzten Worten des jungen Mannes hatte sich Marie erhoben, ihre schönen Gesichtszüge zeigten deutlich die Entrüstung, welche sie über die Rede fühlte. „Ja, mein Herr,“ sprach sie, „ich werde Ihnen so wenig öffnen, wie heute Nacht. Aber danken muß ich Ihnen doch, denn ihre letzten Worte haben mir deutlich gezeigt. welch’ unedle Gesinnung, welch’ gemeine Denkungsart bei Ihnen zu finden ist. Gehen Sie nur hin, versuchen Sie es mit Lüge und Verläumdung, den Ruf eines unschuldigen

Mädchens zu beflecken. Sie werden überall nur die Verachtung ernten, die eine solche Handlungsweise verdient. Mit einem Mann, der arme Frauen schlägt, die Lebensmittel für ihre Kinder über die Grenze tragen, mit dem Liebhaber von Fischerdirnen wechsle ich kein Wort mehr." Strahlend vor Schönheit stand Marie dem blonden Jüngling gegenüber. Hofmeier wollte sich ihr nähern, er wollte sprechen, doch in der Eile fiel er über einen Baumstamm und ehe er sich erheben konnte, hatte ihm Marie Hut und Mantel entrissen und entfernte sich mit einem Blick voll Verachtung auf dem Fußweg, auf dem sie gekommen war.

Hoch erhobenen Hauptes durchschritt Marie den Rewaldgarten, und gelangte unbemerkt in ihr Zimmer. Da ließ sie ihren Empfindungen freien Lauf und fing bitterlich zu weinen an. Deutlich sah sie jetzt ein, wie schlecht sie gehandelt hatte in ihrem kindischen Eigensinn. Ja, sie hatte der strengen Hand des Schicksals widerstrebt, indem sie sich der sicheren ruhigen Stelle im Haus der Tante durch die Flucht entzog, und dafür hatte sie jetzt einen Abgrund von Gemeinheit geschaut, bei dem Mann, dem sie ihre Liebe zuwenden wollte.

Als nach einiger Zeit Frau Rewald kam, um nach ihrem Schützling zu sehen, fand sie Marie ruhig und gefaßt. Ein kurzer Brief lag fertig auf dem Tische an die Tante nach Frankfurt gerichtet. Kennst du, o Leser, die Parabel vom verlorenen Sohn? Der Inhalt des Briefes war derselben ähnlich. „Liebe Tante, ich habe schwer gefehlt gegen Dich; Du wolltest Mutterstelle an mir vertreten. Nimm mich

aus Gnade als Dienerin auf in Dein Haus." Mit diesen Worten demütigte sich das früher so stolze eigenwillige Mädchen vor der noch vor kurzem verhaßten Frau. Marie gab Frau Rewald den Brief zu lesen und erzählte ihr unter Thränen ihre wahre Geschichte. In mütterlicher Weise nahm die gute Frau die Beichte des Mädchens entgegen. „Ja, mein Kind," sprach sie, „Sie müssen so bald als möglich reisen. Sollte Hofmeier wagen, Ihre Ehre durch ein Wort anzugreifen, so soll er mich kennen lernen." Mittags langte die Nachricht an, daß Frau Marx noch heute mit dem Dampfschiff kommen werde.

So wurde Mariens Abreise für den nächsten Tag bestimmt. Am Morgen sehen wir sie zeitig in ihrem Trauergewand die Kirche betreten, um bei dem besprochenen Chorgesang mitzuwirken. Sie betete um Seelenruhe und Festigkeit in seiner, nämlich Hofmeier's Gegenwart. Diese letzte Prüfung blieb ihr erspart, der blonde Barytonist blieb ohne Entschuldigung weg. Die Gemeinde Obernzell konnte aber heute den Verlust leicht verschmerzen, denn silberhell erklang Mariens Stimme zum Lobe Gottes in der Kirche.

Bald nach Beendigung des Gottesdienstes ertönte wieder die Glocke des Dampfers zur Bergfahrt, eine verschleierte Dame in Trauer sehen wir im letzten Augenblicke das Schiff besteigen; ungeleitet beginnt sie ihre Reise; niemand winkt ihr mit dem Tuch den Abschiedsgruß nach.

Als kurze Zeit darauf Marie im Bahnhof Passau ihren Namen dem Portier mitteilte, war sie nicht wenig

überrascht, nicht nur ihre lang vermißten Sachen, sondern auch in einem Briefe, der gleich nach der Ankunft der Tante in Frankfurt geschrieben war, die Antwort auf ihre gestrige Bitte vorzufinden. „Ich zweifle nicht liebes Kind“, so lautete der Schluß des kurzen Schreibens, „daß du in wenigen Tagen die Thorheit deines Beginnens einsehen und dann von selbst kommen wirst, den Platz in meinem Hause an meinem Herzen einzunehmen, den ich dir einstweilen bewahre.“

Kurz darauf rollte der Zug aus dem Bahnhof, der Marie mit Windeseile nach Frankfurt brachte.

Ein paar Monate später fand sich Anton Mosner, der Vetter, aus Wien auch in Frankfurt ein. Der junge strebsame und gelehrte Mann hatte seinen Lebensplan geändert. Anstatt sich der ärztlichen Praxis in seinem Heimatlande zu widmen, hatte er beschlossen, eine Professur an der Wiener Hochschule anzustreben.

Ob er wohl diesem Entschluß das rasche Jawort zu danken hatte, das ihm Marie wenige Tage nach seiner Ankunft in Frankfurt gab? —

Auf dem letzten Schiffe, welches in diesem Jahr die Thalfahrt von Passau nach Linz unternahm, sehen wir ein junges Ehepaar, Anton und Marie sind es, auf ihrer Reise nach der Kaiserstadt. Hand in Hand stand das junge Paar an der Schiffsbrüstung, während das Boot an der Festung Oberhaus vorüberdampfte.

Im hellen Sonnenschein lag der Stadtwald vor ihnen,

nur haben die Buchen sich inzwischen rötlich gefärbt. Was Marie ihrem lieben Mann von ihren Abenteuern im Vorbeifahren erzählt hat, wissen wir nicht. Etwas wird sie ihm aber wohl mitgeteilt haben, da er sonst kaum begriffen hätte, wie die ältliche Dame in Obernzell dazu kam, Marie so zärtlich zu umarmen, wie man das sonst nur bei seinen nächsten Anverwandten zu thun pflegt.

II.

Abgestürzt.

Die dunklen Schatten der Nacht lagen noch in der Thalschlucht in welcher der rauschende Gebirgsbach aus der Kaiserklause gegen den Tegernsee hinfließt. Auf dem Bergabsatz gegenüber dem kgl. Forsthaus in der Valep waren schon vom Osten her die ersten hellen Lichtstreifen des aufgehenden Tagesgestirns sichtbar, während im Westen die Sichel des abnehmenden Mondes noch über den Vorbergen stand.

An diesem schönen Augustmorgen, es mochte ungefähr in der Zeit sein, wenn die Turmuhren in Dörfern und Städten die vierte Stunde anzeigen, verließ ein Mädchen die auf dem Bergabsatz gelegene niedrige Sennhütte. Lauschend stand sie eine Weile vor der Hütte und horchte. Wußte die Sennerin doch selbst nicht was sie zu ungewohnter Stunde von ihrem Lager getrieben hatte. Sie hörte nichts, als das Rauschen des Baches und das einförmige Läuten der Schellen von dem oben am Bergabhang weidenden Vieh.

Am Nachmittag vorher war ein heftiges Gewitter niedergegangen. Es hatte bis in die späte Nacht hinein in Strömen geregnet.

Da war denn die Wegner Cenz, so hieß unsere Sennerin, noch am hellen Tag schlafen gegangen, und meinte jetzt, sie habe nur geträumt, als sie im Schlaf besondere Laute hörte.

Es war ein wundervoller Morgen. Die Luft war lau, der Himmel färbte sich glänzend in der Farbe des Opals von Osten her, und die Sennerin beschloß einen Besuch bei ihrer etwa fünf Minuten entfernt wohnenden Nachbarin zu machen.

Sie kehrte in die Hütte zurück um ihre Toilette zu vollenden. Da aber in der Dunkelheit einer ihrer groben Schuhe nicht gleich zu finden war, so stülpte sie nur den grünen Filz auf die schwarzen Zöpfe, nahm den Bergstock aus der Ecke und trat mit nackten Füßen die steinige Wanderung an.

Sie mochte etwa hundert Schritte thalabwärts gegangen sein, als sie plötzlich ein Wimmern aus der Thalschlucht deutlich zu vernehmen glaubte. Sofort stand die Dirne still, horchend und spähend. Jeden Augenblick wurde das fahle Licht, welches über die hohen Berge herüberleuchtete, heller, und siehe da plötzlich glaubt sie nahe am Rand der zu ihrer Rechten senkrecht abfallenden Thalschlucht etwas schwärzliches auf dem Gras liegen zu sehen. Wenige Schritte brachten das Mädchen zu dem fremdartigen Gegenstand hin. Es war ein dunkeler Shawl, der total durchnäßt unter einer großen Fichte hart am Rand des Abgrunds lag. Wie eine Katze glitt die Sennerin mit den Füßen in die Schlucht hinab und suchte mit der rechten einen schwachen Baum umschlingend weit

vorgebeugt den Menschen unten zu erspähen, von dem die Klagelaute kamen.

Nichts regte sich unter ihr, ein kleiner mit Gras bewachsener Felsenvorsprung war wenige Fuß vor der senkrecht abfallenden Stelle und raubte dem Mädchen die Aussicht in die im Dunkel der Dämmerung liegende Schlucht.

„Wer ist da?“ ertönte Cenzi's starke Stimme mit rauhem männlich angehauchtem Ton in die Nacht hinaus. „Hilfe, Hilfe,“ antwortete ganz nahe unter dem Vorsprung eine leise klingende weibliche Stimme. Sofort erhob sich die Sennerin und mit raschem Blick die Entfernung und Lage des kleinen Felsvorsprungs bemessend, schlang sie sich das Tuch der Verunglückten um den Leib, ergriff mit kräftiger Hand die starken Aeste der Fichte und schwang sich, fest an den Zweigen hängend auf den Felsvorsprung hinunter; dort angekommen sah sie wenige Schritte unter sich auf einem schmalen Grasstreifen kauernd, die abgefallene Frau.

„Seid's verwundt, habt's nix brochen?“ lautete ihre erste praktische Frage und auf die verneinende Antwort, äußerte Cenzi die Absicht, ruhig zu warten, bis es hell werden würde. Mit schwacher Stimme wollte die Frau unten ein Gespräch beginnen, allein Cenzi hatte sich schon zu bequemerer Stellung zurückgezogen und meinte trocken: „Seid's still Frau, reden können wir nachher, wenn's heroben seids.“

Langsam weicht die Dämmerung aus der waldigen Schlucht, der Himmel färbt sich blau über dem Thal, die Bergspitzen glänzen schon in den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne und noch

immer verweilen die beiden Frauen auf den grasigen Vorsprüngen der Felswand im Halbdunkel.

Endlich wird's auch da unten Tag, und da die wackere Sennerin mit ihrer Rettungsarbeit noch zögert, so haben wir Muße uns die beiden Frauen näher zu betrachten. Oben steht die Sennerin, ein großes starkes Mädchen, nicht gerade schön von Angesicht, aber in voller Jugendfrische prangend. Ein wohlbegabtes Naturkind, gesund an Geist und Körper mit kräftigen Gliedmaßen, wie die schwere Arbeit sie fordert und erzeugt. So stand die dunkeläugige Tochter der Berge an die Felswand gelehnt, die großen nackten Füße, die bei dem Abrutschen über das rauhe Gestein keinen Schaden genommen hatten, weit vorgestreckt. Cenzi sah ernst und bekümmert aus. Sie hatte den Abstieg auf den ersten Felsenvorsprung in der Dämmerung unterschätzt und wußte jetzt nicht, wie es ihr gelingen solle, das Weib da unten herauf zu bringen.

Noch betrübter war der Gesichtsausdruck der Dame, welche einen Stock tiefer auf dem schmalen Grasstreifen kauerte. Nur in ein dünnes Sommerkleid gehüllt, bis auf die Haut durchnäßt, saß schlotternd vor Kälte, an die nackte Felswand gelehnt, ein schlankes junges Mädchen von kaum achtzehn Jahren. Bleich ist ihr Angesicht wie das einer Toten, die blauen Augen sind von Thränen gerötet, das braune Haar hängt wirr von dem unbedeckten Haupte herab.

Mit einem Stoßgebet beginnt nun die Sennerin ihr Werk: Ein Baumstamm am Rande gibt ihr den festen

Stützpunkt, der Shawl wird hinuntergelassen, mit fester Stimme werden die Befehle gegeben: „Bind dir's Tuch fest um den Leib." „Steig' gegen mich herauf." „Pack meine Hand." Ueber Erwarten gut und schnell ging das Erklimmen des ersten Absatzes von statten. Erst zog die Sennerin das Mädchen an dem starken Tuch, das sie um den Baumstamm gelegt hatte, kräftig in die Höhe, dann, als sie die kleine Hand fassen konnte, riß sie mit einem mächtigen Ruck das Mädchen zu sich empor. Einen Schmerzensschrei konnte das zarte Wesen nicht unterdrücken. Aber gleich darauf kniete dasselbe dankbar aufblickend still neben seiner Erretterin.

Diese machte sich, ohne ein Wort zu verlieren, daran, die Fichte, deren Aeste ihr zum Abstieg gedient hatten, zu besteigen; unbekümmert um ihre Haut, kletterte sie am Stamm empor, stieg in die Höhe, kam aber nach wenigen Augenblicken denselben rauhen Weg wieder herunter.

„Es geht nicht," sprach sie, ohne das Blut an einem ihrer nackten Knöchel zu beachten. „Der Baum steht zu weit vom Rand, ich kann nicht hinausspringen und hätte auch keine Stütze, dich heraufzuziehen." Komm, wir müssen es anders versuchen. Ohne Zeitverlust begann jetzt eine halsbrechende Kletterpartie den dicht bewaldeten Rand der Schlucht entlang. Das junge Mädchen hatte den langen Shawl um den Leib gebunden, um vor einem Absturz gesichert zu sein und Steinritzen und Felsblöcke, Baumwurzeln und Grasschöpfe wurden nun bei der Wanderung als Stützpunkte für den Fuß benützt, während die dichtstehenden Baumstämme von

den Händen gehalten wurden. Schon erlahmte die Kraft der jungen Städterin; einer ihrer Schuhe war in einer Felsspalte zurückgeblieben, ihr Kleid war zerrissen und immer langsamer folgte sie der rastlos vorwärtsstrebenden Sennerin. Da endlich kam eine steil ansteigende Rinne. Einen Moment ließ die Tochter der Berge ihren Schützling zu Atem kommen, dann warf sie das Tuch über ihre Schulter und stieg, die Fremde hinter sich ziehend, den steilen Pfad hinauf. Die Sennerin erstieg als erste den Rand der Schlucht und einen Augenblick später standen beide Mädchen atemlos und glühend vor Anstrengung oben. Rechts von ihnen hörte der Wald plötzlich auf, und kahl fiel an dieser Stelle die Felswand fast senkrecht in die Schlucht ab. Die Fremde wendet ihre Augen dahin und beginnt zur Erde sinkend bitterlich zu weinen.

Mitleidig ruhen die Augen der Sennerin auf dem jungen zarten Mädchen zu ihren Füßen. „Geh," spricht sie, ihr mit der schwieligen Hand die Wange streichelnd, „was hast denn Kind, woan do' net so. Schau, 's wird ja wieder alles recht, jetzt sammer ja wieder heroben. Dank dem lieben Gott und freu di!" Die Trostesworte schienen auf das Mädchen wenig Eindruck zu machen; sie verbarg vielmehr heftig schluchzend ihr Angesicht in den Falten des groben Rockes ihrer Erretterin. „Liab's Kind," fuhr die Sennerin fort, „i muß jetzt hoam zu der Arbeit. Gehst mit mir? oder willst ins Forsthaus abe?"

„Zu dir," antwortete die Kleine ohne Zaudern, erhob sich und blickte mit ihren thränenfeuchten blauen Augen die Sennerin so treuherzig und liebend an, daß diese gerührt

das zarte Geschöpf in ihre starken Arme schloß. Die feine Städterin erwiderte liebend den Kuß der starken Tochter der Berge und ließ sich dann schweigend von ihr zu der nahen Sennhütte geleiten. Das Gehen ging langsam und schlecht. Der Weg war für die zarten kleinen Füße der Dame zu rauh gewesen, ein Schuh verloren, der andere zerrissen, so langte sie hinkend in dem Wohngemach ihrer neuen Freundin an. Diese wollte durchaus erst für ihren Gast sorgen, obwohl sie das schon um die Hütte stehende Vieh an ihre Stallpflichten mahnte. Schnell war ein Feuer auf dem offenen Herd angezündet, Milch zugesetzt, dann machte sie Kammerjungferndienst bei der Fremden, half ihr aus den nassen Kleidern und zwang sie, sich gleich in ihr eigenes noch warmes Bett zu legen.

„So Schatzerl," sagte sie dann lächelnd, „jetzt kriegst a heiße Mili, daß d'r wieder warm wird, du arms Mausl du verfrorn's. Nacha kannst a bißl schlafn, derweil i beim Vich bin und gelt nacha plausch' ma." Vortrefflich mundete den beiden Mädchen das einfache Frühstück. Die Sennerin war hungrig, froh und selbstzufrieden ob des wohlvollbrachten Werkes, die Fremde zeigte noch einen Zug tiefen Kummers in ihrem Angesicht. Allein das Beispiel wirkt bekanntlich beim Essen ansteckend, und Jugend verlangt ihr Recht."

Als nach zweistündiger Arbeit die Sennerin wieder ihre Stube aufsuchte, schlich sie lautlos auf ihren nackten Sohlen zu der tief in der Wand gelegenen Lagerstätte. Ihr Gast lag noch in festem Schlaf. Cresenz konnte noch etwas Toilette

machen, die Hütte aufräumen, und erst als nach einer langen Zeit dann der Hirtenbube kam, der im Verkehr mit der Außenwelt für ihren Gast allein vermitteln konnte, mußte sie geräuschvoll mit dem groben Besen die Stube kehren, um das junge Mädchen aus ihren Träumen zu wecken. Diese wollte der Dame, in deren Gesellschaft sie von Tegernsee in die Valep gekommen war, einige Worte schreiben. Vergebliches Bemühen! Weder Papier noch Bleistift oder Feder fand sich in der noch nicht von der Cultur beleckten Hütte Cenzi's vor. Es blieb nichts übrig, als dem wackeren Knaben Nazi, der seinen verregneten Strohhut mit der weißen Hahnenfeder verständnißvoll aufs linke Ohr setzte, als Boten mit mündlichem Auftrag ins Forsthaus zu schicken.

Als der Knabe fort war und sich die Mädchen allein in der Hütte befanden, wollte die Städterin das Lager verlassen. Allein die Sennerin redete ihr freundlich zu, liegen zu bleiben. „S'is ja höchstens neune," sprach sie, während ihr Auge wohlgefällig auf dem reizenden Geschöpf auf ihrem rauhen Lager ruhte, das das Köpfchen in die kleine Hand gestützt, sie treuherzig aus ihren blauen Augen ansah. „Du mußt mir ja do' endli erzähln, Schatzerl, wiest da nunter komma bist auf den Felsen, heut Nacht, bei den elendigen Wetter."

„Dank, herzlichsten Dank, erwiderte die Fremde, „für alles was du gutes Mädchen heut für mich gethan hast! Ach, ich habs nicht verdient, daß du so gut für mich warst." Dabei setzte sie sich im Bett auf, suchte die Hand Cenzi's zu fassen

und zog die Sennerin an ihr Lager. „Ach ich schäme mich,“ fuhr sie fort, „ich kann nicht alles sagen, du wirst mich verabscheuen und verachten.“ Bei diesen Worten begann das junge Mädchen leise zu weinen. „Du traust m'r net,“ sprach die Sennerin und setzte sich auf das Bett zu ihrem Gast. „Wart muß i dir amal zerst erzähln, wies mir auf der Welt ganga is, du kleine Sünderin, du verstockte!“ Mit einem übermütigen Lächeln auf den frischen Lippen begann die Dirne ihre Erzählung wie folgt: „I heiß Cresenz Wegner. Wegner hams mi wahrscheinli' g'heißen, weil i irgendwo amal am Weg gfundn worn bin. I war a Kostkind in Derfling an der Mangfall unten, aber von der Sorten, die man net gern hat, weil nie ka Kostgeld für mi zahlt worn is. Ka Mensch hat je erfahrn, wer mei Mutter gwesn is. Später hams gsagt, daß i gar von München herstamm. I glaub's aber net. Schau meine Händ an und d'Füaß, die san do sauber z'groß und z'grob für a städtische. Wir i no ganz klei war, is der Maierkramerin in Derfling ihr kloas Deanderl g'storbn. Auf des hams mi aufgnomma in das große und damals reiche Haus. Die alt Kramerin war gut für mi, i bin gut aufzogn worn, aber a so is im Haus nix zammganga.

Der alt Kramer hat lieber mitn Maßkrug hantirt als mit der Elln, die Buabn hams Geld anbracht, kurz, wie i vierzehn Jahre alt war, war der Hof ztrümmert und zu mir ham de Kramerleut gsagt, Dian, schau Di um an Platz. I hab immer a Schneid auf's Gebirg g'habt und

so is halt komma, daß i nach Miesbach eine bin als Kindsmagd, nachher als Hausmagd nach Gmund und als Stallmagd nach Rottach. Mit neunzeh Jahrn bin i s'erstemal auf d'Alm aufzogn. Mei Ziehmutter, die Kramerin, hat freili gweint drüber und der Pfarrer von Dersling hats net leiden wolln. Aber mir hat's gfalln in die Berg herobn und mei Bauer hat's halt a net anders machen könna, weil er ka ältere Dirn net kriegt hat. I bin jetzt an fünften Sommer auf der Alm herobn, im Herbst wern's zehn Jahr, daß i in Dienst ganga bin, i bin alleweil fleißi gwesn und brav und die sparsamst in ganzen Ort. Weißt, a Madl, das so früh in Dienst kommt, die lernt sie nix mehr richten und flicken im Gwand. I hab alles vergessen, was i in der Schul glernt hab. Da heißt's es Gwand schona, wenn ma für an jedn Stich fremde Leut zahln muß. Mein Lohn hab i gspart, barfuß bin i ganga, koa Breserl Zucker, nix hab i m'r vergönnt, weil i m'r immer denkt hab, derspar dr a Geld, na kriegst an braven Mann. Die Zeit is kema, i hab's m'r wenigstens einbildt, daß er da war, der brave Mann, am Kirta wern's zwoa Jahr, da bin i nausglaufn nach Dersling zu der Mutter, der Kramerin, und hab ihr gsagt, Muatta Ernst wird's, z' Geld brauch i, g'heirat wird."

„Mei Leben vergiß is net, was da die Kramerin für a Gsicht gmacht hat, wies ma g'sagt hat:" „Schau die um, Kind, alles is hin."

„Schau, kan solchen Augenblick möcht i nimmer erleben. Alles hin. Ueber fünfhundert Mark, die i mir in acht

lange Jahr verdient und derhaust hab, alles hi. Ihrer Tochter, der Resl, der's an Kramerhof übergebn ghabt hat, hats es alles zugsteckt und wirkli war alles hi. I bin naus auf Miesbach zu Gricht, i war wie unsinni, gwoant hab i bei die Herrn, gmoant hab i, es kann net sein, daß m'r an armen Madl s'Letzte nimmt. Nix hat's gholfn, all's war hi. Wie i nacha hoam koma bi nach Rottach, hab is gar nimmer aushaltn könna. Gföppelt hams mi und ausglacht, besonders die Dirna, daß i nimmer hab bleibn könna.

„Na und der Bräutigam," frug eine Stimme aus der Bettnische.

„Der is verschwunden, der hat si verzogn, hat's gmacht wie die andern. I glaub, er hat auch nur mein Geld wolln. I bin fort, ins Tyrol nei auf an Einöd hinter Brantelberg. Der Bauer hat viel Viech und a ganz a gfährliche Alm net weit von der Grenz, ganz einsam, wo net leicht a Madl hi will wega di Jaga und Holzknecht. Mir war alles gleich, i bin hingangen."

„Nun und die Jäger und die Holzknechte," ertönte wieder die Stimme.

„Die hama nix g'macht. Nur a Holzknecht is komma, der is ma gfährli wordn, des is mei Toni. Denn, seit i den g'sehn hab, hab i nimmer an den andern Buabn gedacht und nimmer an mei Geld. Denn lieb hamer uns, Kind, so lieb, wie sie's niemand denken kann. Und wenn's Jahr um is, nacha wird g'heirat."

„O du glückliches Mädl,“ sprach die junge Städterin, wie beneid ich dich um deinen Reichtum bei all deiner Armut, du liebes, braves, herziges Mädel!“

Mit diesen Worten entstieg das junge Geschöpf dem Lager der Sennerin. Ihre eigenen Kleider erwiesen sich als kaum getrocknet und so zerrissen, daß der Sonntagsstaat Cenzi's herausgeholt werden mußte.

Da war nun alles zu groß und zu weit, aber als unter vielem Scherzen und Lachen die Toilette beendet war, drückte Cenzi ihrem Gast den grünen Hut mit der goldenen Schnur auf den Kopf, und hielt der zweiten Sennerin den kleinen Spiegel vor die Nase, „damitst a sichst, wast für a schöne junge Senderin agibst“ wie sie sich ausdrückte.

Dann mußte Cenzi fest zuriegeln und nun setzten sich die beiden Mädchen an den Tisch an's Fenster, die Köpfe steckten sie nahe zusammen, und nun begann mit fester aber leiser Stimme die Städterin ihre Erzählung.

„Ich heiße Theres Morel, bin in München geboren, die einzige Tochter des Bankdirektors Morel. Wir haben in München glücklich und zufrieden gelebt, bis vor sechs Jahren der Vater schnell und unerwartet gestorben ist. Das war ein schwerer Schlag für mich, wie für meine Mutter. Wir verließen das große schöne Haus in der Luisenstraße, das wir bewohnt hatten, und zogen weiter hinein in die Stadt in eine kleinere Wohnung. Nicht aus Not, denn der gute Vater hatte ein hübsches Vermögen hinterlassen, sondern um näher bei den Verwandten zu sein und wohl auch um die

Räume zu verlassen, in denen wir so bitteres Herzeleid durchgemacht hatten. Die nächsten Jahre waren für mich eine ruhige gute Zeit. Die Schule, die lieben heiteren Gespielinnen nahmen mich ganz in Anspruch und zu Haus fand ich bei der lieben guten Mutter, die sich allmälig von dem schweren Verlust erholte, eine von den Verwandten belebte ruhige stille Häuslichkeit vor. Da, eines Tages machte mir die Mutter eine Eröffnung, welche für mich den zweiten schweren Schicksalsschlag in meinem jungen Leben enthielt. Du wirst erraten, was mir die Mutter anzuvertrauen hatte. Ein ernster, älterer Herr, den ich in letzter Zeit öfter bei den Verwandten gesehen hatte, hatte ihr seine Hand angetragen, und die Mutter war entschlossen, seinen Antrag anzunehmen. Ich war verzweifelt, außer mir. Ich beschwor die Mutter, von ihrem Entschluß abzustehen. Natürlich umsonst. Man frägt ja Kinder in solchen Dingen nicht um Rat, sondern teilt ihnen feststehende Beschlüsse mit, an denen ihre Klagen und Thränen nichts mehr ändern können."

„Du," sprach da die Sennerin, während sie Theresens wunde Füße mit Talg einrieb, „da warst aber scho recht talket. Hast epa gmeint, dei Mutter, die dortmals no jung gwesn is, hätt sie ihr ganzes Leben vor di hinsetzen solln. Schau, wie gut is dir's ganga, was hat dir dei Mutter alles than? Die meinige hat sie um mi nix kümmert seit i denk."

„Ja das ist halt schon so," sprach Therese, „wir einzige Kinder sind gewöhnt, daß sich von Jugend auf alles um

uns dreht. Mein jetziger Stiefvater war Beamter in München, bald darauf, kurz nach der Hochzeit, die in aller Stille gefeiert wurde, erhielt er seine Beförderung und zugleich Versetzung als Landgerichtsrat nach Eichstätt.

Das war nun für mich noch das allerschrecklichste, zu dem Kummer der Wiederverheiratung meiner Mutter noch die Uebersiedelung von München nach dem weitentlegenen kleinen Städtchen. Ich mußte mich losreißen von den Verwandten und den Jugendgespielen und fand in Eichstätt als Ersatz nichts als gezierte und schlecht und altmodisch gekleidete Herren und Damen, über die ich oft kaum das Lachen unterdrücken konnte. Unterdessen hatte sich der von mir geplante Kriegszustand gegen den verhaßten Stiefvater nicht verwirklicht. Kurze Zeit, nachdem ich den Eltern nach Eichstätt gefolgt war, befand ich mich unter dem Einfluß des klugen, ruhigen und verständigen Mannes, dem meine Mutter ihr Schicksal anvertraut hatte.

Unser Haus ist seitdem das erste in Eichstätt und als in den nächsten Jahren zwei bausbackige Söhnchen des Herrn Rats Hellglanz ihren Einzug in dasselbe gehalten hatten, war auch ich mit meinem Schicksal versöhnt und schleppte die Brüderchen als lustigste Schwester durch Haus und Garten.

Nur eine Menschensorte war in Eichstätt mit denen ich mich gar nicht befreunden konnte, seitdem ich erwachsen war. Das waren die jungen Männer. Sie mußten mich für eine sehr reiche Erbin halten, denn sie ergingen sich in den plattesten Complimenten und Schmeicheleien, diese plumpen

Herrren in ihren garstigen unmodischen Kleidern. Mir scheint dort Alles egal, Militär und Civil, alles unnatürlich und unelegant.

„Hat dir no kaner 's Herzerl klopfen machen," frug die Sennerin leise.

„Wart nur," lautete die Antwort. „Einen Augenblick hab ich einmal gemeint, daß mir einer von den jungen Herren von unserem Gericht gefiel. Er verkehrt viel bei uns im Haus, ist ein gescheiter und wie man sagt wohlhabender Mensch. Aber dann war er wieder so läpisch verliebt, ich hab ihm in's Gsicht lachen müssen, wenn er die Augen nach mir verdreht hat. Es war so gegen Ende des letzten Winters ich meinte eben, mich für Herrn von Geiler zu interessiren, da kam ein Offizier von München nach Eichstätt. Er war ganz fremd dort, und schien nach seiner Versetzung ruhig und zurückgezogen zu leben. Das war der Mann, der mirs bei der ersten Begegnung angethan hat. Ich seh' ihn noch auf seinem wundervollen Rappen draußen vor der Stadt, während ich nachmittags mit der Mutter spazieren fuhr, an unserem Wagen vorbeisprengen. Die edlen schönen Züge, die schlanke jugendliche Gestalt in der kleidsamen Uniform, Eleganz und ruhiger Anstand in jeder Bewegung, so sah ich den neuangekommenen Offizier. Das war ein Abstand gegen die faden, schlecht gekleideten Eichstätter Herrchen. Ich war verliebt in den Lieutenant Meßner, vom ersten Tag an, nachdem ich ihn gesehen hatte, und zwar so sehr, daß es selbst die gute Mutter, welche sonst kein besonderes wachsames

Auge für mich hatte, bemerkte und mich darüber beredete. In solch kleiner Stadt lernt man sich in der besseren Gesellschaft bald kennen. Meßner war bekannt mit der Familie eines Collegen meines Stiefvaters und ich hatte nur nötig, die Freundschaft mit den Töchtern des Hauses dort zu pflegen, um öfter mit ihm zusammen zu kommen. Anfangs war der schöne, junge Offizier mit dem schwarzen Vollbart zwar artig und liebenswürdig, aber still und zurückhaltend im Verkehr mit mir. Nicht als ob er schüchtern gewesen wäre, im Gegentheil völlige Sicherheit des Auftretens in Gesellschaft zeichnete ihn vorteilhaft vor den Eichstätter Herren aus. Allein kalt blickte er auf mich und alle anderen. Immer tiefer sah ich ihm in die schönen dunkeln Augen, ich lebte nur mehr in Gedanken mit und für ihn, und wußte doch nichts über seine Gefühle für mich. Glücklich war ich, wenn er mich artig auf der Straße grüßte, einmal jubelte ich, als er mir nach einem Soper bei uns galant die Hand küßte. Als dann der Frühling kam, sahen wir uns noch öfter. Es wurden in die wundervollen Waldungen in der Umgebung von Eichstätt gemeinschaftliche Ausflüge gemacht, es wurde gescherzt und gespielt, wir verstanden uns als Münchner Kinder am besten, machten uns über die anderen lustig, lachten und schwätzten, aber immer waren wir bei der Gesellschaft, nie ein Augenblick allein hinter Bäumen und Büschen, wie das sonst bei Verliebten üblich sein soll. Endlich einmal, es war gerade am Tage vor meiner Abreise nach München zu meiner Tante, gingen wir allein, die

Gesellschaft zu suchen, die sich etwas weiter als gewöhnlich vom Forsthaus entfernt hatte, ich rutschte und fiel zu Boden. Da gab er mir die Hand, hob mich auf und stützte mich mit seinem starken Arm. Unglücklicherweise ist gerade die Försterin dazu gekommen, ich glaube, ich wär ihm in die Arme gesunken, so klopfte mir das Herz, wie ich an ihm gelehnt dastand und ihm in die Augen sah. Als er dann zum Abschied mir so warm die Hand drückte und mit seiner leisen weichen Stimme sagte: „Adieu Fräulein Therese," da gabs keinen Zweifel mehr für mich an seiner Liebe. Ich hätte aufjauchzen können vor Glück und Freude, denn ich wußte mich geliebt von dem Mann, der meine ganze Seele erfüllte."

„Aber Kind," unterbrach sie da die Sennerin, „ihr seid's doch sonderbare Leut. Daraus, daß er dir d'Hand gebn hat, wies d' niedergfalln bist und gsagt hat „Adie Fräulein Theres," hast du schon seine Liebeserklärung gfolgert? Na, Gott sei Dank, da san unsre Burschen deutlicher, die zeign ihre Liab scho so, daß koa Mensch drüber im Zweifel sein kann. Jessas da kimmt da Jaga Bartl. Wennst wirkli no koan verliabten Buabn gsehn hast, na laß ihn eina, na wirst's glei sehn, wia s'es machen bei uns."

„Um Gottes willen nicht," rief die Städterin, und suchte sich durch ein rasches Bücken am kleinen Fenster den Augen des herankommenden Jägers zu entziehen. Doch es war schon zu spät gewesen, der Bursche hatte sie schon gesehen und war mit einem Schritt an der verriegelten Thür. „Geh

mach auf, Cenzi" sprach er. „Jessas, was hast denn heut wieder für a feine herobn. J's epa gar die neue Senderin von der roten Wand?"

„Na", sagte die Cenzi, „Bartl, des is gar koa Senderin, des is a Basl vo mir, vo Derfling eine, die is nix für di, geh nur wieder. die hat scho ihrn Buabn."

„Geh so mach nur auf," erwiderte der Jäger, „wird m'rs do anschaun derfen."

„Na weißt, mir sama bei dera Hitz z' leicht anzogn," sagte die Sennerin, „da laß ma ka Mannsbild eina, und an so an hitzingn Teufl, wie du bist, scho gar net."

Als Bartl dann Miene machte, zurück um die Hütte zu gehen, da wurde die Sennerin erst recht zornig und rief ihm nach: „Wennst mr an meiner alten Hüttn was anrührst, Du Pazi, na paß auf, na komm i naus mitn Besn."

Das wirkte. Brummend trollte sich der kleine starke Bursch, seine einläufige Büchse auf dem Rücken, auf dem Fußweg gegen das Forsthaus zu.

Einen Augenblick später kam der kleine Nazi schwer bepackt denselben Weg herauf. Die Sennerin öffnete ihm sofort und eilig gingen nun die Mädchen ans auspacken. Zwei prächtige Stück Hirschbraten mit Zuspeise waren noch ganz warm und Cenzi meinte lächelnd: „Was meinst Theres, woll mr net glei essen? J hab an furchtbarn Hunger und mit deiner Gschicht is am End a besser. Wer weiß, schmeckts uns darnach no so gut." Auf die zustimmende Antwort ihres Gastes deckte Cenzi den Tisch, zündete das Feuer an,

um den unvermeidlichen Schmarn als Nachtisch zu kochen, und nachdem der Knabe seine mündliche Meldung von der Tante gemacht hatte, des Inhalt's, daß diese wegen Kopfweh ihre Nichte einstweilen nicht aufsuchen könne, wurde Nazi entlassen und bald darauf können wir die Mädchen am Tisch sitzen sehen, einträchtig von einem Teller ihre Leckerbissen schmausend.

Als das Essen zu Ende war, leckte die wackere Sennerin ihren Löffel ab und sprach: „So Schatzerl, jetzt setz' m'r uns weiter hinter, daß m'r an Ruha ham, wenn d'Leut vorbeikemma. So setz die am Schamml wir a Beichtkind und sag's alls, wia's gwesn is. Vor mir brauchst die net z'geniern. Schau, wenn i in a paar Monat hinten in Brantelberg bei mein Toni sitz, da sich i do ganz gwis mei Lebtag koan Menschen mehr, der di kennt, und hier a, wem sollt i's denn sagn?"

Mit leiser aber fester Stimme fuhr Therese in ihrer Erzählung fort: „Du hast ganz recht gehabt, Cenzi, es war Vermessenheit aus der Freundlichkeit Meßner's und aus dem angenehmen geselligen Verkehr mit ihm auf seine Liebe zu schließen. Aber der Mensch glaubt gar zu gern, was er wünscht und hofft. Ich habe wirklich geglaubt, daß er mich liebe und bin in der Meinung noch bestärkt worden durch die Aeußerungen meiner Tante, der ich alles mitgeteilt habe, und die mir näheren Aufschluß über die Verhältnisse Meßner's und über meine eigenen geben konnte. Er stammte aus einer sehr anständigen aber nicht gerade wohlhabenden

Familie, und so fand es die Tante ganz natürlich, daß er mir gegenüber zurückhaltend sein mußte und erst nach einer deutlichen Aufmunterung meinerseits mir den Hof machen durfte. Ich bin nämlich die einzige Erbin meines seligen Vaters und mehr als hunderttausend Mark aus seinem Nachlaß, von dem jetzt die Mutter den Zinsengenuß hat, sind mein Eigentum."

„Jessas, Jessas," schrie die Sennerin, „hunderttausend Mark! Ja Kind, weißt was des is, da bist ja die reichste Erbin! Da kannst an größten Bauern in Rottach heiratn, ders schönste Vich im ganzen Land hat. Du, da darfst mir scho was schenken in mein Hausstand, gelt ja?"

„Gewiß, und mehr als dir in Derfling bei der Kramerin verloren gegangen ist, du liebes, gutes Mädl," sprach Theres Morel.

„Jetzt aber unterbrich mich nicht mehr, wir sind so jetzt gleich am Ende, sonst machst du mir's noch schwerer, das zu sagen, was mir wie ein Stein am Herzen liegt. Also, ich war wie gewöhnlich bei meiner Tante in München für einige Wochen. Sie war leidend, und wünschte, mich nach Tölz mitzunehmen. Dort blieben wir fast sechs Wochen und fuhren dann noch für einige Zeit nach Tegernsee. Von meinem Lieutenant hatte ich nichts mehr gehört. In den Eichstätter Briefen wurde er nicht erwähnt, und die Freundinnen fragen, wollte ich natürlich nicht. Für gestern Nachmittag war mit mehreren Bekannten eine Partie in die Valep ausgemacht worden. Wir waren sehr heiter unten im Forsthaus

machten dort zu den kleinen Felswänden gegenüber einen Spaziergang und als dann plötzlich das Gewitter sich zeigte, wollte die Tante nicht mehr zurückfahren, sondern zog es vor, über Nacht zu bleiben.“

Fest ergriff nun Therese die Hand der Sennerin und sich ganz nahe zu ihr vorbeugend, fuhr sie mit leiser, fast flüsternder Stimme fort: „Ich saß allein, nachdem die Freunde weggefahren waren, auf der Bank vorm Forsthaus. Da kam ein Wagen angefahren, eilig, um noch vor dem Regen das schützende Dach zu erreichen. In dem Wagen saßen drei Personen, eine alte, dicke Dame stieg aus, ein großes schönes Mädchen und Lieutenant Meßner. Sie steigen die Treppe hinauf, Meßner gibt dem Mädchen den Arm und sieht mich erst, wie ich mich knapp vor ihm von der Bank erhebe. Ohne einen Augenblick die Fassung zu verlieren, spricht er: „Guten Abend, Fräulein Morel, erlauben Sie, daß ich Ihnen Fräulein Ruß, meine Braut, vorstelle.“

Mehr weiß ich selbst von dem Augenblick nicht mehr zu sagen. Ich hatte das Gefühl, als müsse mich der Erdboden verschlingen. Aber ich stand fest, an die Wand gelehnt und hielt mich krampfhaft an der Lehne der Sitzbank fest. Wie ich fünf Minuten später in das Eßzimmer gelangt bin, wo die Tante schon beim Nachtessen saß, weiß ich nicht mehr. Ich war wie im Traum. Meßner und seine Braut sah ich, Gott sei Dank, nicht mehr. Ich versuchte es sogar, ein paar Bissen zu essen; aber das war unmöglich. Überhaupt muß ich furchtbar ausgesehen haben. Denn, als ich Kopfweh

vorschützend, die Tante bat, mich zur Ruhe gehen zu lassen, wollte mich eine fremde Dame durchaus über die kleine Treppe hinaufführen. In meinem kleinen Zimmer angelangt, riegelte ich die Thüre zu und warf mich, ohne Licht zu machen, auf die Kniee nieder. O Cenzi, was ich in den zwei Stunden da durchgemacht, das möcht ich meinem ärgsten Feind nicht wünschen. „Meine Braut, Fräulein Ruß," so tönte es immer wieder an meine Ohren, von der wohlbekannten Stimme. Und ich hatte ihn geliebt, geliebt mit der ganzen Kraft meines jugendlichen Herzens, ihn, den bösen Mann, der mir mit lächelndem Mund „seine Braut" vorstellte. Da lag ich jetzt, auf dem harten Boden, stieß meine Stirn auf die Bretter in meinem Schrecken, in meinem entsetzlichen Schmerz. Ich wollte und durfte keinen Laut von mir geben, der meinen Jammer verraten konnte. Neben mir war ja, nur durch eine Thüre getrennt, das Zimmer der Tante. Der Zustand war entsetzlich, unerträglich. Ich mußte laut jammern und klagen können, um durch Thränen Linderung in meinem Schmerz zu finden. Unten hörte ich Geräusch und Stimmen, da erhob ich mich, und ohne andere Absicht, als die, dem Zwang des Zimmers zu entgehen, schlich ich leise über die Treppe hinunter und verließ das Haus durch die angelehnte Hinterthür. Der furchtbare Regen hatte aufgehört und wohlthätig kühlend umfächelte mich der frische Nachtwind. Ohne Absicht lenkte ich meine Schritte von der schmutzigen Fahrstraße weg auf den Pfad, der in die Schlucht führt. Bald stand ich auf dem Steg über dem

tosenden Wasser, an die starke Brustwehr gelehnt, und klagte laut in die Nacht hinaus. Das rauschende Wasser übertönte meine Klagen, da suchte und fand ich die Befriedigung, nach der ich mich in dem dumpfen, engen Zimmer gesehnt hatte. Ich schrie und jammerte, aber keine Thräne kam in meine Augen. Da plötzlich kommt mir ein unseliger Gedanke: o, wenn das Wasser unter mir ein großer Strom wäre, ich würde mich hinunterstürzen und aller Jammer wäre zu Ende. „Mach Platz,“ so rief eine Stimme in mir, „du überflüssiges Geschöpf, das niemanden auf der Welt nützt, und das niemand lieb hat.“ Da fiel mir die Schlucht ein, dort wo der Wald aufhört. Wo wir heraufgestiegen sind, heute Früh, fällt die Wand senkrecht ab. Ich hatte von unserem Spielplatz an den Felswänden drüben den Platz deutlich gesehen und ohne Zaudern begann ich nun die Wanderung dorthin. Es hatte wieder zu regnen angefangen, aber das hinderte mich nicht, wie wahnsinnig schritt ich in der Finsternis auf dem Fußweg bergauf, immer weiter stolpernd und rutschend auf dem durchweichten steinigen Pfad. Endlos schien mir der Weg. Ich hatte den Fußweg verlassen und ging auf dem nassen Gras neben dem Wald vor, da endlich hören die Bäume auf, ich trete an den Rand vor und — —

„Jessas, Maria und Josef,“ schrie die Sennerin, „nuntergsprungen bist, umbringe hast di wolln, du Unglückliche! Ja hast denn gar kan Glauben und ka Gwissen, daß d' als Selbstmörderin hast hintretn wolln vor unsern Herrgott, wegn deiner eingebild'ten Liab zu so an Laffn,

der's gwiß net verdient hat! O Kind," fuhr sie aufspringend fort, „meiner Seel, jetzt gfreut mi 's nimmer, was i heut Früh dir hab thun dürfn, weil i m'r denken muß, daß 's dr liaber gwesn wär, wenn i di nuntergstoßen hätt in die grausige Schlucht."

Therese war in Thränen ausgebrochen. „Cenzi sei ruhig," sprach sie, „ich bin ja nicht hinuntergesprungen. Ich wollt es thun, das ist wahr, aber es kam nicht dazu, weil ich an dem steilen Rand im Gras ins Rutschen kam und hinunterfiel. Schon am ersten Absatz hielt ich mich eine ganze Weile und dadurch fiel ich so langsam auf den zweiten ab, daß ich mich gleich an einem Busch halten konnte. In den vielen Stunden, die ich da unten saß, da ist mir klar geworden, wie schlecht ich handeln wollte, da hab ich gebetet und geweint und von Zeit zu Zeit immer wieder um Hilfe gerufen. Gott sei Dank, daß du mich gehört hast!"

„Ja, Gott sei Dank," sprach Cenzi, „aba net, daß i di g'hört hab, sondern dafür, daß d' net nuntagsprungn bist. Schau, so liab i di hab, i hätt di nimmr anschaun könna, so schlecht warst m'r fürkema. Kind, wia kann m'r denn nur so an Gedanken ham? Zu was glaubst denn du, daß die unser Hergott auf d' Welt hergsetzt hat? Blos daß d' gut leben kannst und daß dr alles nach dein Kopf geht; oder dafür, daß dei Pflicht und Schuldigkeit thust, wie a jeder Christenmensch auf Erden? Was für a Klag hast denn du ghabt, und gegn wen? Hast epr an Zorn ghabt auf den Leutnant? Hat si net grad der dir gegenüber als a

richtigr bravr Mann zeigt? Schau, wieviele arme Madln rumlaufn, dene die Mannsbilder alles versprochn ham, und dies nacher in Not und Elend und Schand sitzn lassn. Wennst net so talket gwesn warst, hättst 's a so kenna müssn, daß da Leutnant scho vorher verbandlt war, weil er in der langa Zeit, bei so an schöna liabn Madl net anbissn hat. Ueberhaupt, wia kann si a vernünftigs Madl um a Mannsbild kümmern, was ihm ka Liab bezeigt? Was hilft m'r dr schönste und beste Bua, wann er mi net gern hat? I kann a net fanga, des merk dr, Kind!"

„Hör auf," sprach Therese, „mich brauchst du nimmer zu warnen, mir passierts nimmer. Sag mir lieber, was ich jetzt thun soll und hilf mir aufstehen, denn ich hab mich doch furchtbar zerschlagen bei dem Sturz. Jetzt fühle erst Schmerzen, überall."

Sanft hob die Sennerin das Mädchen vom niedrigen Sitz auf, und setzte sie mit starken Armen auf die Bank am Fenster. „Wirst do aba gehn könna heut Schatzl," sprach sie dann, „bis ins Forsthaus? Da Weg is net rar über d' Leitn aba. No, wenn's net geht, muaß ma halt Leut holn von unten, daß die tragn, des macht ja nix. Sagn mußt allamal, daß d' abgstürzt bist heut Fruah, wiesd a bisserl spaziern gehn hast wolln. Schau nur, daß niemand hinter deine Dummheitn kommt, das is jetzt d' Hauptsach. Denk dr nur, de Schand, wenn dr Leutnant was davon erfahrt, oder de Eichstätter."

Bei der jetzt erfolgenden intimen Besichtigung der

verschiedenen Schäden, welche Theresens zarter Körper in der Schlucht genommen, schüttelte die erfahrene Sennerin bedenklich den Kopf.

Verschiedene Gelenke waren geschwollen, grün und blau geschlagen, die Füße voll Blasen, wund und dick angelaufen. „Schlecht schaut's aus," sprach die Sennerin, „acht Tag dauerts, Derndl, bis d' wieda tanzn kannst."

„Das pressiert nicht," meinte Therese, „aber," fuhr sie kleinlaut fort: „Cenzi, du bist so gescheit, erfahren und kennst die Menschen. Sag mir, was soll ich jetzt thun, wenn ich wieder nach Haus komm. Wenn der Sekretär Geiser mir wieder den Hof machen wird und die anderen Herren, wie soll ich mich benehmen?"

„Was d' thun sollst?" rief Cenzi mit lauter Stimme: „Gar nix b'sonders, dei Pflicht und Schuldigkeit sollst d' thun. Hilf deiner Mutter im Haus, pfleg deine Brüderln, arbeit für de arme Leut. O, wie schön muß des sein, wenn ma so Geld hat, wie du, für die Arme zu sorgn. Kümmer di gar nix um de Mannsbilder, schau gar koan a, bis a Zeit drübr ganga is, daß d' vergessen hast, was jetzt g'schehn is. Und wenn späta amal oana kimmt, demst ansichst, daß er di liabt, und er gfallt dir, no so nimm an halt."

„Weil ma grad vom tanzn gredt ham, am Suntr is da Almakirta untn im Forsthaus. Da kimm wieda eina, na schau mein Toni an, wie er mit mir tanzt, und wenn ma bis dahin nix drübr kommt, na kannst an Buabn segn, dem d' Liab aus die Augn schaut."

„Recht hast du,“ entgegnete Therese, „tausendmal recht.“ „O, wie kann ich dir alles danken, du liebes gutes Mädel? Komm, ich muß dir einen Kuß geben.“ Eine Weile hielten sich die beiden Mädchen in zärtlicher Umarmung umfangen, bis die hungrigen Vierfüßler im Stalle daneben durch ihr lautes Brüllen die wirkliche Sennerin an ihre Pflichten erinnerten. So verschieden an Lebensstellung, an Bildung und allen Äußerlichkeiten und so innig vereint an Liebe und Freundschaft durch die Fügung des Schicksals in den wenigen Stunden, gingen die beiden Mädchen auseinander, die eine hoch geschürzt in den Stall zu ihrer Arbeit, die andere in die dunkle Nische am Bett, um das grobe Gewand der Sennerin mit ihrem Damenkleid zu wechseln. Diese Arbeit war für die arme Therese schmerzhaft und zeitraubend, und als sie endlich fertig war, und die Schuhe anziehen wollte, zeigte sich, daß ihre geschwollenen Füße unmöglich in denselben Platz finden konnten. In Strümpfen öffnete sie die Stallthür und sah zu, wie Cenzi eben mit lautem „Ho Jo“ ihre Heerde auf die Weide entließ. Damit war die Arbeit für heute beendet. Die Sennerin wusch sich, und kehrte dann zu ihrem Gast zurück. Dem Mangel an Schuhwerk konnte sie auch nicht abhelfen, da ihre Sonntagsschuhe Therese viel zu groß waren. Strümpfe hatte sie schon, aber nur sogenannte Wadlstrümpfe ohne Füße, welche den zarten Füßen der Städterin keinen Schutz gewähren konnten.

„Probirmr's halt bloßfußi,“ brummte Cenzi, „welche den schon Morgens vermißten groben Schuh wieder nicht

finden konnte, legte sich den linken Arm Theresens um den Hals und begann, das Mädchen so aufs kräftigste stützend, die Wanderung. So lang der Fußweg halbwegs eben auf dem Grasboden hingeht, konnte Therese zwar langsam, aber doch einigermaßen sicher vorwärtskommen. Sobald aber der Weg steinig und rauh in die Schlucht hinein abfällt, ging es nicht mehr weiter. Eine Weile versuchte das Mädchen noch offenbar unter heftigen Schmerzen, fest gestützt auf die Sennerin, bergab zu gehen, doch unter leisem Weinen sank sie endlich nieder und blieb sitzen. „Es geht nicht," sprach sie, „das Knie ist wie verrenkt, ich kann nicht hinuntergehen."

„Da hamers," sprach die Sennerin, „i hab's z'erst g'wußt. I muß halt nunta ins Forsthaus und muaß wen holn, denn allein kann i di net tragn, da kannt no an Unglück g'schehn, übern Berg nunter."

Kaum hatte die Sennerin einige Schritte gemacht, als sie schon Jemand über den hölzernen Steg gehen hörte. Eilig sprang sie vorwärts und erreichte eben den Mann, als er im Begriff war, links ab den Pfad nach dem Schinder zu einzuschlagen. „Herr Förster, Herr Förster," hörte Therese die Sennerin rufen, kommas mit mir, a städtisch Fräuln is heunt bei mir drobn abgstürzt, und kann nimma weiter" . . . Therese konnte nicht verstehen, was eine männliche Stimme erwiderte, dann nahten feste Schritte und ein schöner, hochgewachsener Mann in den besten Jahren, trat, gefolgt von der Sennerin auf sie zu.

Er trug Joppe und Hut mit den Abzeichen der kgl.

Forstbeamten und stellte sich artig grüßend, als Forstamtsassessor Dreines aus München vor.

„Therese Morel, Tochter der Frau Landgerichtsrat Hellglanz aus Eichstätt," lautete die Antwort.

Dreines erkundigte sich erst teilnehmend nach Theresens Befinden und reichte dann Cenzi die kräftige Hand, um so die lebende Tragbahre zum Transport zu bilden.

Errötend nahm Therese den schwankenden Platz ein. Zwei Arme bilden den Sitz, zwei Arme die Rücklehne und sprach lachend die Sennerin: „Fräuln, da hilft ka ziern, nimm nur an Herrn Förster und mi fest beim Kopf und halt di fest, na tragn ma di leicht."

Herr Dreines war ein starker Mann, die Wegner Cenz bekannt als die kräftigste Dirn in der Umgegend und da Therese ihre anfängliche Scheu bald ablegte und ihre beiden Helfer in der Not fest in den Armen hielt, so ging der Transport bis zum Steg und von da das kurze Stück bis zur Straße rasch und glücklich vor sich. Dreines wollte dann dem schönen Mädchen noch Gesellschaft leisten, bis der Wagen, nach welchem die leichtfüßige Cenzi davonsprang, kommen würde. Doch Therese duldete das nicht und da sie sich anschickte, lieber den Weg zum Forsthaus jämmerlich hinkend zu Fuß zurückzulegen, als den Herrn Assessor in seiner dienstlichen Walderkursion länger aufzuhalten, gab er nach und empfahl sich artig unter Theresens wärmsten Dankesbezeugungen.

Wenige Minuten später kam der Landauer mit der

wackeren Cenzi auf dem Bock, angefahren. Therese wurde von ihr in den Wagen gehoben, ihre leidenden Füße sanft gebettet und in den schwarzen Rettungsshawl gewickelt. Dann wechselten die beiden Freundinnen noch schnell, als die Tante wegblickte, einen Kuß, und fort rollte der Wagen auf der Straße nach Tegernsee.

Einen Augenblick blieb die Sennerin noch auf der Straße stehen und blickte dem Gefährte nach. Als sie sich dann umwandte, um den Heimweg über den Steg anzutreten, sah sie oben am Wald zwischen den Bäumen das Gesicht des Försters mit dem blonden Vollbart verschwinden, welcher gleich ihr dem wegfahrenden Mädchen nachgeschaut hatte.

Am darauffolgenden Sonntag war die berühmte Alpenkirchweih in der Valep. Der herrlichste Sonnenschein begünstigte das Fest und von allen Seiten kamen zu Fuß und zu Wagen Gäste herbei. Natürlich prangte Cenzi in ihrem schönsten Staat und ihr Toni war auch so verliebt wie sonst, in seine schöne, stattliche Braut. Immer wieder trat das Paar auf den kleinen Tanzboden im Garten zum lustigen Reigen an. Die Fremden drängten sich heran, wenn die beiden tanzten, denn keiner schuhplattelte so schön und wußte sein Mädel so flott zu schwingen, als der verliebte Toni und keine drehte sich so zierlich, als die Cenzi.

Anfangs hatte sie oft hingeschaut, wenn die Wägen von Tegernsee und Schliersee heranrollten, hoffend, daß einer die Freundin herbeibringen werde. Therese Morel kam nicht zur Kirchweih in die Valep. Ob sie ihre Wunden noch zu

sehr schmerzten, oder ob ihr die Erinnerung an das Forsthaus noch zu peinlich war, das haben wir nicht erfahren können.

Zum Schluß lieber Leser eine ländliche Idylle.

Es war am Pfingstmontag des auf unsere kleine Erzählung folgenden Jahres, als vor einem der hübschen Häuser, welche oberhalb Brantelberg (dem drei Stunden von der Valep in Tyrol gelegenen Flecken), an dem Südabhang des Tales liegen, ein junges Ehepaar in der Sonne saß. Die Frau hatte ihr kleines Kind auf dem Arm und saß angelehnt an den jungen kräftigen Mann, der an seiner unvermeidlichen Pfeife schmauchte. Der Leser wird unschwer erraten, wer die guten Leute sind. Der Holzknecht — Toni mit der Sennerin Cenzi hausen da glücklich und zufrieden in ihrem Häuschen, umgeben von ihrem eigenen Grund. Ärmlich waren die Aussichten gewesen, als die beiden sich entschlossen hatten, Toni's elterliches Anwesen zu übernehmen. Da war plötzlich ein Brieflein angekommen an die Braut, das alle Sorgen verscheucht und Cenzi's Ehrentag für sie zu einem Tag des Jubels gemacht hatte. Therese Morel hatte den Brief geschrieben und den Glückwünschen eine Tausend-Markbanknote beigelegt. Das bedeutete für die sparsamen fleißigen Leute den Wohlstand und sicherte der Geberin das bis zur Anbetung grenzende Dankgefühl der Beschenkten. Einen halben Tag hatte das junge Paar aufgewendet, um einen Dankbrief zu fabricieren. Therese Morel hatte eine Empfangsbescheinigung über ihr Geld erhalten, ihre Gefühle hatten die guten Leute nicht zum Ausdruck bringen können.

Plötzlich klopft es an der Hausthür und herein tritt der Briefträger und legt wieder einen Brief in die Hände des erstaunten Ehepaars. Eilig legt Cenzi ihren Liebling, den kleinen Toni, in seine Wiege, der Brief wird erbrochen und mit vereinten Kräften der nachstehende Inhalt verlesen.

„Liebe gute Cenzi! Denk Dir, was ich Dir zu schreiben habe. Seit einer Stunde bin ich glückliche Braut und zwar, von wem glaubst Du wohl? Mein Bräutigam ist der Herr Dreines, kgl. Forstmeister in Merten an der Donau."

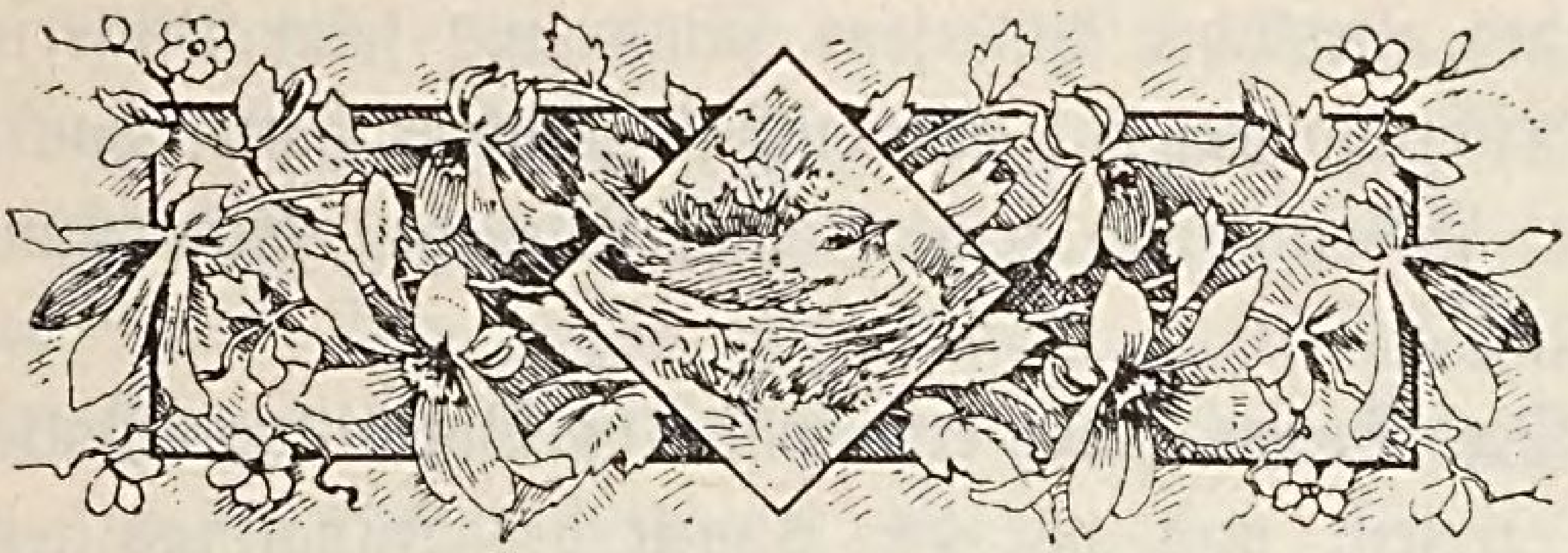
„Jessas, Jessas," ruft die Censi, „des is ja der Förster mit'n blondn Vollbart, der mit mir die Theres über d' Leitn aba tragn hat. Ja, i hob m'r 's ja glei denkt."

„Wir werden ganz im Wald wohnen, das wird herrlich sein. Im August ist die Hochzeit. Und weißt Du, wohin wir nachher gleich fahren wollen? Nach Brantelberg zu Dir, Du liebe Cenzi, der ich doch alles verdanke, meine Ruhe und mein großes Glück. Aber nicht über das Forsthaus in der Valep soll die Reise gehn, sondern über Kitzbüchel. Adieu, Du liebes, gutes Mädl, wollt ich sagen Frau. Ich habe schrecklich viel zu thun. Deine Therese Morel."

Mit Thränen der Freude in den Augen, wandte sich die junge Frau zu ihrem Manne. Das Paar umarmte sich gerührt, allein sofort riefen die Mutter andere Pflichten, da der über die wegwerfende Behandlung offenbar entrüstete Säugling Toni laute Klagetöne erschallen ließ.

III.

In der Mühle.



Wie heißt das kleine Vögelein,
Das schwebend in der Luft,
Mit seinem Sange lieb und fein
Ins Land den Frühling ruft?

Die Lerche ist's, die sich erhebt
Von winterlicher Heide,
Froh jubelnd in den Lüften schwebt
In toller Sängersfreude.

He Vogel! Wo magst du dir nur
Die freud'ge Lust erborgen?
Von Frost und Reif starrt noch die Flur,
Hast du denn keine Sorgen?

Die Antwort gibt die Lerche gern
Mit Trillern hoch und rein:
„Wirf deine Sorgen auf den Herrn,
Dann kehrt der Frühling ein.“

Die Vöglein sangen, die Bienen summten nach langem Winterschlaf. Es war ein ungewöhnlich milder Tag im Monat März, als ein junger hübscher Bauernbursche am Rande eines großen Dorfes im weiten Donauthal am Garten=

zaun des elterlichen Anwesens stand und seine Blicke in westlicher Richtung auf das Wiesenthal gerichtet hatte, das wenige hundert Schritte von seinem hoch gelegenen Standpunkt entfernt lag.

Die Sonne hatte erst spät am Vormittag Wolken und Nebel zerteilt und vor den Augen des Jünglings zeigte sich jetzt das ganze, wohl eine Stunde breite Thal vollständig überschwemmt. Nur die Bäume und Gebüsche heben sich ab von der großen Wasserfluth, die Wiesen und Felder bedeckte. Es war ein überraschender Anblick für den jungen Mann, der mit besorgter Miene etwas in der großen, weiten Flut zu suchen schien. Noch vor zwei Tagen war das ganze Land in eine verspätete Schneedecke gehüllt gewesen, dann hatte ein heftiger Regen Tag und Nacht an die kleinen Fenster der Bauernhäuser geprasselt, daß kaum jemand die Stube verlassen konnte, und jetzt war der Schnee verschwunden und trübes Wasser bedeckte weithin die Ufer des ausgetretenen Baches.

Eine kleine Mühle war es, ziemlich in der Mitte des Wassers gelegen und von Bäumen dicht umgeben, welche den Blick des Jünglings fesselte. Was suchte er nur an dem alten Schindeldach des kleinen Hauses? Ein kleines schwarzäugiges Mädchen, des Neumüllers Enkelkind, hatte es dem 19jährigen Knaben angethan. Er wußte nicht ob das Mädchen bei seinen Eltern in der benachbarten Stadt Straubing, oder, was oft für längere Zeit der Fall war, bei den alten Großeltern in der Mühle weilte. Wie mag es den armen

Menschen drunten ergehen bei der plötzlich hereingebrochenen Wasserflut? so frug er sich immer wieder. Ist Anna, meine liebe Anna, unten? Kann sie mir kein Zeichen geben in ihrer Not? So dachte der Jüngling bei sich als sich vom Elternhaus her der Ruf einer weiblichen Stimme vernehmen ließ: „Hans, Hans“, klang es in seine Ohren. Übellaunig verzog der Bursche den Mund und ging langsam durch den kahlen winterlichen Obstgarten dem großen Bauernhaus zu. Eine starke Frau in mittleren Jahren empfing den Sohn, ihren Liebling, freundlich lächelnd unter der Hausthür. „Komm Hans“ sprach sie, „zum Essen, mußt ja den Weizen in die Stadt fahren.“ Der Bursche nahm schweigend am Tisch des kleinen Herrnstüberl's Platz, wo ihn ein älteres Mädchen mehr als einfach, ja ärmlich gekleidet beim Essen bediente. Bald nahm auch die Bäuerin neben dem Burschen Platz am Tische an dessen unteren Ende abgesondert eine schöne starke Dirne, welche trotz der frühen Jahreszeit bloßfüßig das Zimmer betreten hatte, sich hinsetzte und gemeinschaftlich mit der aus der Küche ab und zugehenden kleinen Magd ihr Mittagsmahl einnahm. Draußen in der großen Stube tafelten die Dienstboten an einem eigenen Tisch. Im kleinen Stüberl war die Familie des verstorbenen Huberbauern vereinigt. Die beiden Mädchen, die ärmlich gekleidet, unten am langen Tisch ihr besonderes Mahl einnahmen, waren die Töchter des Hauses, Hansens Stiefschwestern, aus des Vaters erster Ehe mit einem armen Mädchen, einer Magd, welche schon einige Jahre nach der

Hochzeit gestorben war und ihrer Nachfolgerin, einer reichen Bauerstochter, Platz gemacht hatte.

Was der ersten Frau an irdischen Gütern gefehlt hatte, daran hatte die zweite fast zuviel mit in die Ehe gebracht. Sie hatte nicht nur den Hof schuldenfrei gemacht, sondern noch ein Kapital übrig behalten und der Huberbauer hatte gar bald der klugen energischen Frau die Herrschaft im Haus abgetreten, nicht gerade zum Vorteil seiner beiden Töchter erster Ehe, welche, wie ihre verstorbene Mutter, im Haus und in der ganzen Freundschaft nur als Hungerleiderinnen angesehen und darnach behandelt wurden. Sie wurden einfach zur schweren Bauernarbeit herangezogen von der Stiefmutter und nach des Vaters Tod als Mägde benützt. Die Ältere, gleich ihrer seligen Mutter, körperlich und geistig schwach, versah die häuslichen Dienste, die Jüngere versah die Stallarbeiten. Beide waren der strengen klugen Stiefmutter, die sie hart und einfach hielt, willenlos ergeben. Sparte diese jeden Pfennig an der Lebsucht und der Kleidung der Mädchen, so war ihr für ihren eigenen Sohn nichts kostbar und teuer genug. Hans war ein gut veranlagter Junge und auf seinen Wunsch hatte ihn der Vater noch in die benachbarte Stadt Straubing auf's Gymnasium geschickt. Vier Jahre hatte er dort studiert. Anfangs hatten seine Fortschritte befriedigt, dann hatte der verzogene Knabe es an Fleiß fehlen lassen und als seine Lehrer es mit Strenge bei ihm versuchten, war der Vater gestorben und die Mutter gab den Bitten des 17jährigen Lieblings nach und gestattete ihm, als junger Herr nach Haus zurückzukehren.

Da ließ er sich's nun wohl sein, arbeitete, was ihm behagte, fuhr mit den schönsten Pferden im Dorf in's Feld, überließ aber die geschäftliche Leitung des großen Hofes seiner erfahrenen Mutter. Da Hans außerdem ein braver Bursche war und keinerlei leichtsinnige Streiche machte, so war die Huberbäuerin mit Recht stolz auf ihren Liebling. Die Schwestern waren dem halb studierten Bruder in keiner Weise näher getreten. Hatte sie doch die Stiefmutter von Jugend auf nur im Verkehr mit den rohen Bauernmägden im Haus aufwachsen lassen, und sie sorgfältig vor aller Bildung bewahrt, die die Mädchen nur von der groben Arbeit ableiten konnte. Hans bekümmerte sich wenig um die Schwestern. Er bemerkte es gar nicht, daß sie als erste von allen Dirnen im Frühling barfuß gingen und von der Mutter so streng und hart gehalten wurden, wie kein einziges Mädchen im Dorf. Nach dem Essen stieg Hans auf den Wagen und richtete die Säcke mit Weizen sachkundig aufeinander, die mit den anderen Dienstboten auch seine jüngere Schwester, tief gebeugt unter der schweren Last, vom Boden herabtragen mußte. Ja, er fuhr sie sogar noch grob an, als er sich mit dem letzten Sack selbst bemühen mußte, weil das arme Ding denselben nicht hoch genug auf die übrigen hinaufschwingen konnte. Dann wurden die vier stattlichen Rosse vor den Wagen gespannt, Hans ergriff Peitsche und Zügel und es war ein schöner Anblick, wie der hübsche junge Bursche das stolze Gespann unter lautem Knallen auf die Straße hinauslenkte. Das fand auch die Huberbäuerin, welche ihrem Sohne lange

Zeit nachsah. Sie wußte nichts von Hansens Schwärmerei für die Enkelin des Neumüller's. Und das war gut, denn die stolze Frau hätte sich bitter gegrämt über die Wahl ihres Lieblings und wahrscheinlich durch unzeitige Strenge mehr geschadet als genützt. Bisher war ja die Sache nichts als eine Schwärmerei des jungen Burschen. Derselbe hatte noch nicht einmal Gelegenheit gefunden, der schönen Anna seine Gefühle auszusprechen. Dies war an sich auch nicht so leicht, denn die Enkelin des Müller's war kein Bauernmädchen, sondern ein städtisches Fräulein. Ihr Vater war Postbediensteter in Straubing, der nämlichen Stadt, in der Hans seine Studien gemacht hatte. Die Familie, einfache, aber achtbare Leute und das Mädchen selbst gut erzogen und ziemlich unnahbar. Hans hatte im Sommer, zur Heuzeit, ihre Bekanntschaft gemacht. Zunächst an der kleinen Wiese ihres Großvaters, des Müller's, hatte Hans auf der großen Huberbauernwiese seiner Mutter gearbeitet und hatte erst mit Vergnügen durch die Büsche hinübergeschielt nach der kleinen schwarzen Anna, die da so flink das Heu zu wenden verstand, als wäre sie nicht auf dem Pflaster der Stadt, sondern in der Mühle groß geworden. Damals war sie zur Pflege der alten Großmutter längere Zeit bei den Großeltern gewesen, aber die kleine Wiese derselben war nur zu bald abgeerntet worden, und als der Bursche später sich vor einem Gewitter schüchtern in die Mühle flüchtete, war die alte Müllerin wieder gesund und das schwarzäugige Enkelkind nicht mehr da. Hans hatte sich aber damals so artig mit den alten Müllersleuten unter-

halten, daß es ganz natürlich war, daß er sich an einem Sonntag wieder einmal einstellte, als das Grummet reif geworden war.

Es war damals anscheinend niemand zu Haus gewesen als die alte Frau, und nachdem die Unterhaltung bei dem Klipp Klapp des alten hölzernen Mühlwerk's gar bald schleppend geworden, wollte sich Hans schon empfehlen, als an dem Glasfenster des Mühlwerks plötzlich das rosige Gesicht der kleinen Anna erschien, welche an diesem Nachmittag das Amt des Mühlknecht's zu versehen hatte.

Wie reizend hatte das Mädchen damals ausgesehen, leicht geschürzt und leicht gekleidet, das Gesicht mit den schwarzen Augen vom Mühlstaub gepudert! Hans hatte sie zwischen den Mehlsäcken aufgesucht, hatte ihr geholfen, Getreide aufzuschütten und dabei unter vielen Scherzworten einen Händedruck erhascht, aber weiter hatte es die spröde Kleine nicht kommen lassen. Als Hans ein paar Tage später einen großen Heuwagen auf die Wiese fuhr, um Grummet zu holen, hatte der alte Müller daneben ein Scheusal von einer Magd bei sich, das Vöglein war wieder ausgeflogen und Hansens brüderlicher Galanterie völlig entwöhnte Schwestern waren ganz erstaunt, als er ihnen in einem Tüchel die schönsten Birnen des heimischen Obstgartens mitbrachte. Den ganzen Winter über hatte Hans nichts mehr von seiner Flamme gehört. Erst kürzlich hatte aber eine Frau bei seiner Mutter erzählt, daß es der alten Müllerin wieder schlechter gehe. Daher die Sorge des Jünglings, daß die kleine Anna da unten in der schrecklichen Wasserflut weilen könne.

Während Hans in südlicher Richtung den schweren Wagen auf der frühjährlich durchweichten Straße längs des überschwemmten Thales langsam hinfuhr, sah er immer wieder hinunter auf die kleine Mühle, und dachte, wie den armen Leuten wohl die schmutzige Flut in die Stube und in den Stall eindränge, er sah seine kleine liebe Anna frierend und hungernd auf dem Dachboden sitzend, ohne Hilfe bei den armen Leuten. Inzwischen hatte sich die Straße dem Thal genähert, und Hans war an eine etwa hundert Schritte von derselben gelegenen Mühle gekommen, welche am Abhang des höher gelegenen Landes stehend nur mit dem Mühlwerk den großen Bach berührte, und somit trocken und sicher vom Hochwasser, schön und stattlich vor ihm lag.

Vor dem Haus stand dort der Sohn des Müllers, offenbar auch wegen des Hochwassers feiernd. Hans rief ihn als guten Bekannten an, und eilig kam der Bursche herbei und begannen beide zu plaudern.

„Wie schaugt's aus mitn Wasser," fragte Hans, „is viel?"

„O schrecklich," antwortete der Müller Josef, „heut Nacht is komma, daß m'r gmoant ham, es reißt uns s' ganze Werk weg."

„Wie wird's denn auf d'r Neumühl sein?" frug Hans weiter.

„No ärger," war die Antwort. „Hast nix g'hört, war do der alt Müller am Sonntag bei euch in Dorf und hat gfragt, ob ihm niemad drei Stückl Vich aufnehma kann, weil ers net am Dachbodn naufbringt.

„Jessas,“ sprach Hans, „und mir hätt' m'r Platz g'nug; muaß er net bei der Mutter g'wesn sei.“

„I mei scho,“ sprach Josef. „S' kommt jetzt d'rauf an. Wenn's Wetta so bleibt und kriag'n ma kein Rückstaun von der Donau, na macht sich's. Wenn aba der kimmt, na dersaufns auf der Neumühl.

„O Jessas,“ sprach Hans. „Du Sepp, kannst mi net auf d' Nacht nüber fahrn von unsra Straß mit deiner Zilln?“

„Ja, des ging scho,“ sprach der Müller, „weil m'r jetzt Mondschei ham. Aber halt net z' spät, sonst wird's finster. Schau nur, daß dein Weizn nach Salching neibringst.“

„I bring der Antwort, wenn i z'ruckkom,“ sprach Hans und trieb, sich rasch wendend, sein Gespann an, um keine Zeit zu verlieren.

Bald nach der Mühle mündet der Weg nach Salching in die Hauptstraße ein, und von da ab hatten die Pferde leichten Zug. Hans setzte sich auf den Wagen und hatte den kleinen Markt Salching in weniger als einer Stunde erreicht. Auch dort hatte er in Bezug auf seine baldige Rückfahrt Glück. Der Getreidehändler, der den Weizen empfangen sollte, ein entfernter Vetter Hansens, war verreist, und da niemand zum Messen des Getreides da war, so blieb nichts übrig, als die Säcke in der Halle einzustellen. Trotz vieler Einwendungen der geschwätzigen Ehehälfte des Händlers, welche den Burschen (vielleicht mit Rücksicht auf die Versorgung ihrer zwei starken und schon etwas überreifen weiblichen Sprößlinge) durchaus bis zum Abend da behalten

wollte, ließ Hans abladen, und da er mit dem Trinkgeld nicht sparte, so war das bald geschehen und schon nach kaum einer halben Stunde fuhr das stolze Viergespann wieder heimwärts.

In einem Kaufladen, wo Hans anhielt, weil er einiges zu kaufen hatte, kam die Rede auf die Neumühle und ihre Bewohner. Eine anwesende Frau erzählte mit Bestimmtheit, daß der Müller erst vor drei Tagen sein Enkelkind von Straubing geholt habe.

Jetzt war Hans rasch entschlossen. Er kaufte einen Deckelkorb und füllte denselben mit Brod, Würsten und Käs, nahm dann noch eine Flasche Branntwein hinzu und wenige Augenblicke später rollte sein Wagen im Trab heimwärts. Als bei der Mühle niemand zu sehen war, mußte Hans den Seitenweg zu derselben einschlagen. Auf seinen Ruf erschien eine junge Magd, in welcher Hans die nächste Anverwandte seiner Schwestern erkannte. Der verstorbene Vater derselben war der Bruder der ersten Frau des Huberbauern gewesen. „Geh Vas," rief er, „ruf mir 'n Josef raus."

„Der kann jetzt net komma," war die Antwort, „'s Wassa is scho wiedr g'stiegn. Jetzt geht's scho übr 's ganze Mühlwerk ab, da müssens fest machn, daß net alls mitnimmt. Mußt scho selbr nei gehn zu ihm, wennst ihm was willst." Hans wollte den Weg in die Mühle eben antreten, da vertrat ihm die Dirne den Weg und sprach: „du Vetter, weil mer grad so zamm komma, da hätt i mit dir was z'redn. Was is denn mit deine Schwestern, die sicht ma ja gar nimmer?

Früher sans do no manigsmal zu der Muttern komma, aber jetzt scho langmächti net. Und bei koaner Musi sicht m'r 's, hör i, a net."

„Ja weißt," sprach Hans, und wurde feuerrot dabei, „es gibt halt soviel z'thun, seitdem d' Mutter den Bergerhof kauft hat, und d' Ehhalten san zweng, da ham's halt ka Zeit."

„Weißt was," sprach das Mädchen mit erregter Stimme, „i bin blos an arme Magd und hab gar nix und hab do Zeit, daß i am Sonntag zu meiner Mutter geh, und wiest sehen kannst, tragt's m'r a no a paar Strümpf und a paar Schuh! Und deine Schwestern, die reichen Bauerntöchter, de sicht m'r barfuß geh'n im Winter. Des is a Schand, des g'hört sich net."

Hans fühlte nur zu sehr, wie recht die wackere Dirne hatte. Er gab ihr die Hand und sprach ganz kleinlaut: „Recht hast Rosl, i wer' mit der Mutter redn. Des muß anders werdn."

Indem die letzten Worte gewechselt worden waren, hatten die Müllersleute den Hof betreten. Hans übergab die Lebensmittel seinem Freunde Josef, mit der Bitte, sie in seinen Kahn zu legen, und ihn nach 6 Uhr an der Straße, die in gewöhnlichen Zeiten den Thalübergang von seinem heimatlichen Dorf aus vermittelte, abzuholen. Der alte Müller war allerdings nicht ganz einverstanden mit der Hilfsaktion, der jungen Leute und meinte trocken: „Was geht enk der Neumüller an, der g'hört ja in die Gemeinde Pernhart?" Aber auch er konnte sich über die Gefahr, in der sich die Leute

dort bei dem unerhört hohen Wasserstand befinden mußten, nicht täuschen und so blieb es bei der Abmachung. Wenige Augenblicke später rollte Hansens Wagen rasch weiter auf der Straße nach dem heimatlichen Dorf. Dort war die Frau Mutter wohl mit den geschäftlichen Leistungen ihres Sohnes nicht recht einverstanden. Sie meinte, er hätte doch den Abendzug abwarten und Geld und Säcke mitbringen sollen. Hans versah seine Pferde und ging noch einmal durch Haus und Hof, um nach den Leuten zu sehen. Dabei fiel es ihm wohl auf, daß die derbe Waldlermagd, welche seinen Schwestern das Wasser zu der wöchentlichen Fegung des Hauses zutrug, ihre groben Beine in Strümpfen und Holzschuhen verwahrt hatte, während die Töchter des Hauses barfuß gingen und hochgeschürzt auf den Knien den Fußboden reiben und so den schwereren Teil der Arbeit thun mußten. Allein heute wollte er im Interesse seiner bevorstehenden Excursion keine Auseinandersetzung mit der Mutter mehr haben. Er schützte deshalb bei derselben ein kleines Geschäft in der Nachbarschaft vor, das ihn für den Abend in Anspruch nehmen werde und war eben im Begriff, durch die Gartenthür das Haus zu verlassen, als sich eine kleine Hand auf seine Schulter legte. Rasch umsehend gewahrte er das Angesicht seiner älteren Schwester, welche ihm lautlos auf ihren nackten Sohlen gefolgt war, und mit ganz leiser Stimme sagte: „Geh Hans, bleib daheim, geh heut net fort!“

Schon wollte er aufbrausen über das unerhörte Unter=

fangen des Aschenbrödels, den Herrn des Hauses aufzuhalten, sagte aber doch freundlich: „Aber Cenzi, was fallt dr denn ein? Willst was vo mir? Es wird m'r ja wohl nix passiern."

Während die Kleine demütig ins Haus zurückhuschte, machte Hans einen kleinen Umweg um die Dorfgärten, um nicht gesehen zu werden und als Sepp glücklich in seinem Kahn an der verabredeten Stelle anlandete, fand er den Freund in einer dichten Weidenhecke schon wartend, worauf ohne Säumen die Freunde in die weite Hochwasserflut hinausruderten.

II.

Hörst du des Sturmwinds Brausen,
In dunkler Wintersnacht!
Die Sturmflut naht mit Sausen,
Das Haus es stöhnt und kracht!

In Strömen stürzt der Regen
Herab; es steigt die Flut.
„O Herr, schütz aller wegen
Uns vor des Wassers Wut!"

So betet in der Mühle
Ein blaßes krankes Weib,
Hebt ängstlich von dem Pfühle
Den siechen müden Leib.

„Sei ruhig, mein Mütterlein," so spricht
Das schöne Enkelkind,
„Schlaf ein, die Wasser sind es nicht,
Es rauschet nur der Wind."

Zwei Tage vor dem Beginn unserer Erzählung saß der alte Müller von der Neumühle mit seinen Angehörigen am späten Nachmittag in der Wohnstube. Die alte kranke Frau hatte eben an diesem Tage das Bett wieder verlassen können. Sie saß in dem großen Lehnstuhl, die müden, welken Hände im Schoß, während Anna, ihr Enkelkind neben ihr saß und einige Wäsche zum Ausbessern vor sich hatte. Der alte Müller war eben von seinem Gang nach Dainbuch zurückgekommen, wo er sich für den Fall eines zu befürchtenden Hochwasser's nach einer Unterkunft für einen Teil seines Vieh's umgesehen hatte. Wie wir wissen, war sein Gang ein vergeblicher gewesen. Der alte Mann war deshalb ernst und bekümmert. Er hatte sein ganzes Leben in dem Thale als Müller zugebracht und wußte genau, daß jeden Tag Hochwasser kommen könne, das bei der vorgerückten Jahreszeit und den Schneemassen, die noch draußen lagen, nicht anders als gefährlich werden könne.

Nachdem er drei Kinder, zwei kleinere Mädchen und einen vierzehnjährigen Burschen, die Waisen einer vor Jahren als Witwe verstorbenen Tochter, hinausgeschickt hatte, sprach er: „'s is ein Unglück, daß i den Huberbauernhansen bei seiner Mutter net z'Haus troffn hab. I mein immer, sie hätt mir's net abgschlagn, wenn der Bua z'Haus g'wesn wär. Ja, er is d'r z'Gfalln ganga, Annerl, letzten Sommer, weil er gar so freundli einkehrt is bei uns. Sie is die einzige vo die Bauern, die an Platz hätt. Bei den schlechtn Viehpreis und den vielen Futter will jetzt ka Mensch

abgebn. Später im Grummet is er nomal komma, da hat er was bei sich g'habt, Annerl, des wird wohl dir vermeint g'wesn sei. In an Tüchel drin, die Dirna hams na gessn auf der Wiesn."

Die kleine Anna war bei diesen Worten ein wenig rot geworden. Sie beugte sich tiefer auf ihre Näherei herab und sprach: „Ach der hat mich schon lang vergessen, der Hans. Es ist auch besser, er ist ja doch zu jung für mich."

„Ah was," sagte die alte Frau und ließ ihre Blicke freundlich auf ihrem Mann ruhen, „des macht nix. Zwanzig Jahre muaß er ja do scho alt sei, der Huber Hans. War da Großvata a net älta, wia er zu mir am Amerhof kommr is. Gelt Alta, hamer uns do gut g'haust, de achtavierz'g Jahr lang."

Während dieser Worte tauschten die guten alten Leute freundliche Blicke und als es nun ganz still wurde, sah der Müller auf sein Enkelkind hin und bemerkte, daß dem Mädchen die Augen feucht geworden waren und Thränen auf ihre Arbeit niederfielen. „Aber Dirndl," sprach er, „hör auf, g'waschn is ja des Leinzeug scho, geh thu net woana!"

„Geh, laß s' Dirndl in Ruh, Alter," sprach die Frau und ergriff liebkosend die Hand des weinenden Mädchens.

„Ja aber," entgegnete der Alte, „warum woanst denn eigentli, Annerl? Der Bua, der Hans, der denkt g'wiß heut no an di, du hast ihm ja glei so gut g'falln."

„Es is halt doch hart, Großvater," meinte Anna und

wischte sich die Thränen aus den Augen, daß sich der Hans den ganzen Winter gar nicht um mich bekümmert hat. Zu Haus hab ich immer vom Vater die Vorwürf, daß ich den Assistenten nicht genommen habe, der mir schon voriges Jahr den Hof gemacht hat, und der Mann, der die Ursache davon ist, der laßt Monate lang nichts mehr von sich hören."

„Aber Kind," sprach die Großmutter, „sei doch gscheit. Was kann denn der arme Bursch machen? Wenn er di no so sehr liebt, kann er do net als 20jähriger Bursch, der no net beim Militär g'wesn is, nach Straubing fahrn und zu dein strengen Herrn Vater hingehn und di verlange! Der möchtn schö empfange. Oder meinst, er kann alle Feiertag nach Straubing nunta fahrn, und so lang spaziern gehn, bis d' ihm begegnst? Da könnt er wieder bei der Huberin bös ankomma. Ja Annerl, wannst a Bauernmädl wärst, nacha hätt er si scho g'meldt, des glaub sicherli. Aber so a städtisch Fräulein, da fehlt an Bauernburschn d' Kurage."

„Ah was," brummte die Alte, „kümmerts enk net. Er wird scho wieda kema, der Hans, wans Zeit is. Unser Herrgott hat's no allemal recht gmacht. Und um den Assistenten is a koa Schad, wenst 'n net mögn hast."

Kling, Kling, tönte es in der Mühlstube daneben und der greise Müller beeilte sich, trotz seiner durch die weite Wanderung verursachten Müdigkeit dem altgewohnten Ruf zum Aufschütten zu folgen.

Kaum hatte sich hinter ihm die Thüre geschlossen, so verließ das junge Mädchen ihren Platz, kniete an dem Lehnstuhl

der geliebten Großmutter nieder, und begann derselben in einer längeren Erzählung ihr Herz auszuschütten. Anna fühlte sich dem vorerwähnten Assistenten gegenüber nicht frei von Schuld. Sie hatte längere Zeit geglaubt, für den hübschen gesetzten, älteren Mann eine Neigung zu empfinden. Sie hatte denselben aufgemuntert, sich ihr zu nähern und ihm dann später, nachdem er sich in das kluge, schöne Mädchen verliebt hatte, einfach einen Korb gegeben. Wie Schuppen war es ihr von den Augen gefallen, als sie Hans, den hübschen studierten Bauernburschen gesehen hatte. Das war die wahre Liebe, die sie beim Anblick des frischen Jünglings empfand. Mit dem ältlichen Beamten hatte sie erst nur ihr Spiel getrieben, um ihn einer wohlhabenden Freundin, welcher er den Hof machte, abspenstig zu machen. Später hatte ein wohliges Gefühl der in Aussicht stehenden Versorgung, das mittellose Mädchen über den Mangel einer wirklichen Neigung getäuscht.

Die alte, vielerfahrene Frau hatte die Beichte ihres Lieblings ruhig zu Ende gehört, dann stellte sie die einfache Frage an ihre Enkelin, ob sie sich dem Beamten gegenüber durch keine Liebeserklärung an Stelle eines Eheversprechens gebunden habe. Auf die verneinende Antwort der Jungfrau, erhob die kranke Frau das bleiche Haupt und sprach mit fester Stimme:

„Schlecht war's von dir, Anna, daß du den Herrn an dich gelockt hast. Aber noch viel schlechter wär's gwes'n, wennst'n g'heirat hättst, mit der Lieb für an andern im

Herzn. Weil du's net so schlecht vermeint hast, wird dir der liebe Gott die Sünd verzeihn." Mit diesem Trost für die schöne Sünderin erhob sich die Müllerin. Sie war angegriffen durch die Herzensergüsse ihres Lieblings und verlangte, zu Bett gebracht zu werden.

Liebevoll bettete Anna die schmerzenden Glieder der gichtleidenden Großmutter, dann waltete sie rasch noch in der Küche ihres Amtes als Hausmütterlein und bald darauf finden wir sie mit dem Großvater und den Kindern am großen Tisch in der Stube unter der Hängelampe beim Abendessen. Da ging es, wie gewöhnlich, lustig zu. Die Großmutter sorgte, daß die Thüre zu ihrer Kammer weit offen blieb, damit sie sich an den frohen Scherzen der Jugend daneben ergötzen konnte. Die drei armen Waislein, frische derbe Landkinder, waren immer glücklich über die Anwesenheit der jungen Base aus der Stadt. Der alte Müller war trotz seiner siebzig Jahre kein Spaßverderber und so ging es auch heute lustig zu, obwohl Base Anna auf die Scherze der Kinder nicht recht eingehen wollte.

Lang pflegte man in der Neumühle nicht zu wachen. Alles stand dort mit dem ersten Hahnenschrei auf und so pflegte man auch mit den Hühnern zur Ruhe zu gehn.

„Schlafen gehn?" rief der Großvater. Schnell und gehorsam zogen sich die Kinder und Hausgenossen zurück, um alsbald im Schlafe von dem langen Tagwerk auszuruhen.

Auch Anna suchte, nachdem sie noch der Großmutter das Abendgebet vorgelesen hatte, gleich in der Kammer bei

derselben ihr Lager auf. Allein der Schlaf, der ihr sonst ein treuer Gefährte war, floh heute die Lider des von der Herzensergießung an die Großmutter noch aufgeregten Mädchens. Auch die alte Frau stöhnte und konnte keine Ruhe finden, sie hatte stärkere Schmerzen. „Wer ma halt a anders Wetta kriagn“ meinte sie, als Anna leicht geweckt, sie nach der Ursache ihrer Unruhe fragte. Dienstfertig wärmte das Mädchen der Großmutter Tücher und bettete sie anders. Dann schien sie ruhiger zu werden. Anna löschte das Licht aus, fand aber erst nach langer Zeit Ruhe, nachdem die Prophezeiung der Großmutter sich bewahrheitet hatte, indem die eintönige Musik der heftig tropfenden Dachrinne sie in den Schlaf sang.

Regen, Regen, Sturm und Regen überraschte die Bewohner der Neumühle am nächsten Morgen. Die Befürchtungen, die der alte Müller Tags vorher ausgesprochen, sollten nur allzubald in Erfüllung gehen. Wohin man blickte, lief das Wasser über den Schnee weg; dazu der warme Wind. Von den Anhöhen mußte es herabschießen, das feuchte Element in Strömen, Erde und Frucht mit sich fortreißend, alles überschwemmend. Bei Tagesanbruch war der Müller schon mit Haue und Schaufel ausgezogen, um einen kleineren Zufluß des Mühlbachs abzuleiten. Es gelang ihm, und mehrere Stunden, nachdem der alte Mann bis auf die Haut durchnäßt nach Haus gekommen war, klapperte das alte Mühlwerk ruhig seinen Gang weiter. Der alte Großvater war ernstlich besorgt wegen des Hochwassers. Er schlug vor, Anna mit der Großmutter, jetzt, so lang es noch möglich

war, mit dem Wagen nach Pernhart hinauszufahren. Allein die alte Frau war heute schlechter, sie wollte durchaus nicht fort und ebenso weigerte sich Anna bestimmt, die lieben Großeltern und ihre liebe zweite Heimat zu verlassen.

„Was soll uns denn geschehen, Großvater? Das gute alte Haus hat schon mehr Wasser gesehen, ohne davonzuschwimmen. Mich freut's, euch zu helfen in eurer Not! Wenn wir auch einige Tage unterm Dach hausen müssen, was liegt daran?“

Als der Entschluß gefaßt war, begann man ernstlich, sich für Hochwasser einzurichten.

Da gab's nun viel Arbeit. Das ganze bewohnte Erdgeschoß der Mühle mußte ausgeräumt, Alles mußte in dem großen Bodenraum unter dem Dach und in der einzigen Stube, welche oben auf der Schmalseite des alten Hauses lag, untergebracht werden. Der Müller und sein Enkelsohn hatten mit dem Mühlwerk und verschiedenen Reparaturen des gleichfalls im Dachraum befindlichen Notstalles für das Vieh zu thun. Anna schleppte mit der alten Magd und den beiden Kindern unverdrossen den ganzen Vormittag, während das Wasser langsam aber sichtlich rings um die Mühle stieg. Endlich gegen Mittag blieb das Mühlwerk stehen. Der Rückstau von unten war die Ursache und ohne Zeitverlust zog jetzt der Müller die Schütze an der Stauvorrichtung. Ein Strom von Wasser ergoß sich daraufhin durch den Hofraum, wo eben zwei Bauern aus der Umgegend den letzten Augenblick benützten, ihr Mehl zu holen. Die Magd

und die Kinder zogen Schuhe und Strümpfe aus und beeilten sich, alles mögliche Gerät aus dem Hof in Sicherheit zu bringen.

Tüchtige Arbeit bringt meistens gute Laune. So war es auch an diesem Morgen in der Neumühle. Je höher das Wasser stieg, desto eifriger wurde an der Bergung des lebenden und toten Eigentums gearbeitet. Gegen Mittag hörte es zu regnen auf, um so ärger blies der Wind vom Süden her. Einen Augenblick blitzten sogar Sonnenstrahlen aus dem zerrissenen Gewölke, als Anna die Hausgenossen zu der letzten Mahlzeit rief, die man in der Stube im Erdgeschoß einnehmen sollte. Noch war das Wasser nicht ins Haus eingedrungen und mit den Sonnenstrahlen die Hoffnung in den Herzen der Jugend erwacht, daß das Haus von den schmutzigen Fluten verschont bleiben würde. Vergebliches Hoffen! Kaum war die Mahlzeit, an der auch die Großmutter Teil genommen hatte, vorüber, so begann der Regen schon wieder, und eben überstiegen die vom Wind getriebenen Wellen die Schwelle des Hauses. Da verstummten die munteren Reden der Jugend, und eilig machte sich alles an die Arbeit, die letzten Vorsichtsmaßregeln für die möglicherweise lang dauernde Belagerung durch das Wasser zu treffen. Erst als die alte kluge Hausfrau von starken Händen getragen im Dachzimmer angekommen war, und den Dachraum durchgemustert hatte, zeigte sich, wie viel Nötiges oben noch fehlte und wieviel unnützes Zeug die Frauen und Kinder hinaufgeschleppt hatten. Anna bettete die Großmutter sanft in

ihrem Lehnstuhl, dann zog auch sie die Schuhe aus und half dem Großvater und den anderen Hausgenossen das letzte Hausgerät hinauf zu schaffen. Schon stand das Wasser über einen Schuh hoch im Hausgang, als die letzten Eimer Trinkwasser oben angelangt waren. „Kommts Kinder,“ rief der Großvater, „schau m'r no in Obstgarten nach die Imbn. Wer weiß, wann t's wieder außa kommt's, ihr armen Putzerln?“

Zum letzten Mal in's Freie, wer weiß für wie lange Zeit! Auch Anna schloß sich den munter durch den Hof patschenden Kindern an. Bis übers Knie ging ihr schon das Wasser und der alte Mann nahm das kleinere Mädchen an der tiefsten Stelle auf den Arm, während der kräftige Junge die andere Schwester in der reißenden Strömung unterstützte.

Ein kleines Stück des höher gelegenen Obstgartens war noch frei vom Wasser aber von den letzten Resten des schmelzenden Schnees bedeckt. Das hinderte die abgehärtete Jugend nicht, sich barfuß im Schnee zu tummeln und voll Mutwillen eine Schneeballenschlacht zu liefern, während Anna ihre empfindlichen städtischen Füßchen an der schneefreien Stelle vor dem Bienenstand in Sicherheit brachte, wo der Großvater nach seinen Lieblingen sah und mehrere umherliegende große Steine auf den Boden des Häuschens stellte, um zu verhindern, daß die Wasserflut dasselbe heben und stürzen könne.

Die Luft war badwarm und der im Westen sichtbare große Feldhang zeigte schon eine schmutzig braune Färbung. „Glaubst du denn Großvater,“ sprach Anna, „daß wirklich

das Wasser hoch genug steigen kann, um das Haus zu stürzen?“

„Wer weiß,“ entgegnete der Alte. „79 warn's alle caput, meine Imben, da sans m'r dervon g'schwomma. Freili hab i's dortmals unten am Haus g'habt.“

Eben half Anna noch dem Großvater das Bienenhaus mit einem Strick am nächsten Obstbaum zu befestigen, da begann wieder der Regen heftiger vom grauen Himmel zu strömen und eilends beendete die kleine Gesellschaft ihren letzten Spaziergang vor dem Hochwasser. Von oben und unten durchnäßt kamen sie heim, die armen Ueberschwemmten, trotz aller Not heiter und guter Dinge, erkletterten sie die Bodenstiege, während der Großvater die Hausthüre, welche in den nächsten Tagen nicht mehr als Eingang benutzt werden konnte, mühsam zumachte und abschloß. Alles zog sich nun um, die Arbeiten im Freien waren ja beendet. Was noch zu thun blieb, die Bergung des Vieh's auf dem gegen die Scheune hin schräg abfallenden Bodenraum, konnte im Trockenen geschehen. Der Großvater entledigte sich seiner großen Stiefel und da das Wasser schon an der Schwelle des Stalles leckte, so wurde ohne Zeitverlust die Umquartierung der Rinder vorgenommen. Es ging zur Not. Die großen Ochsen wetzten freilich mit den Hörnern am Schindldach; für so schweres schönes Vieh war eben der alte Notstall nicht eingerichtet. Als letzte war noch triefend die alte Magd durch den Stall einpassiert, den Haushund „Caro“ an der Kette führend, den man fast vergessen hatte. So war jetzt alles

friedlich auf dem großen Dachboden beisammen, Ochsen, Kühe, Schweine, Hühner und Menschen, Männlein und Weiblein, endlich der zottige Hund, der wohl am meisten über seinen Umzug erfreut war und winselnd vor Freude immer wieder an allen Menschen hinaufsprang. Trotz ihrer Leiden war selbst die alte Großmutter inzwischen nicht müßig geblieben. Sie hatte ein Feuer im Herd angezündet und für die Hausgenossen einen dampfenden Kaffee gekocht, der allen nach der Arbeit in der Nässe vortrefflich mundete. Der alte Müller schloß die Bodenstiege jetzt ab, nachdem er sich überzeugt hatte, daß das noch immer rasch steigende Wasser schon die sechste Stufe derselben erreicht hatte. Die Hausthüre war von jetzt an nicht mehr gangbar, und so öffnete der Großvater die große Bodenlucke, welche bei etwaigem Schiffsverkehr als Aus- und Eingang dienen sollte und inzwischen für die Ventilation des reich bevölkerten Bodenraumes zu dienen hatte. Draußen stürmte und regnete es noch immer, und der durch das schnelle Wachsen des Hochwassers erschreckte Müller sprach immer wieder: „O Kinder, hätt' i nur a Zilln kaft. Alleweil spart m'r wieder s' Geld, bis 's Unglück da is. Na is 's z'spät!"—

Die alte Müllerin, welche nun ihr Lager aufgesucht hatte, heiterte trotz ihrer Schmerzen den Mann immer wieder auf. Und als nach dem Nachtessen die kleine Gesellschaft in dem Dachstübchen versammelt war, mußte der Alte haarklein den Kindern die Geschichte vom großen Hochwasser im Januar 79 erzählen.

Lautlos lauschten sie alle auf die wahrheitsgetreue Schilderung des guten Alten. Sie schöpften Mut in der gegenwärtigen Gefahr. War doch damals alles so gut ausgegangen, warum sollte es jetzt anders werden? Trotzdem liefen den Mädchen, Anna nicht ausgenommen, die Thränen über die Wangen, als beim Rosenkranz, den letztere laut vorbetete, die Großmutter immer wieder mit lauter Stimme mit den Worten einfiel: „O Herr Gott, schütz uns und unser guts alts Haus vorn Wasser."

Nach dem Abendgebet ging alles rasch zur Ruhe. Anna fand kaum mehr die Kraft, nachdem sie ihr Lager aufgesucht hatte, das Licht auszulöschen und fiel sofort in tiefen Schlaf, aus welchem sie nur zu bald der Ruf der guten alten Frau wecken sollte. Als das Mädchen sich ermuntert und Licht gemacht hatte, sah sie die geliebte Großmutter leichenblaß aufrecht im Bett sitzen. Nach Atem ringend suchte sich die arme Frau vergebens an den Seitenwänden des Bettes mit den Händen festzuhalten. Schnell war Anna an ihrer Seite, stützte die schwer leidende Frau, der die Aufregung des gestrigen Tages oder vielleicht eine Verkühlung bei ihrem Umzug einen bösen Anfall von Asthma gebracht hatte. Dann flößte ihr Anna einige Löffel Branntwein ein, legte ihr bie Kissen aus dem eigenen Bett unter und als dann die Todesangst aus den Zügen der alten Frau gewichen war, eilte sie hinaus, Holz zu holen, um Feuer in den Herd zu machen. Sie wollte Tücher für die Kranke wärmen, und ihr einen warmen Trank bereiten.

Drinnen im Bodenraum schlief Mensch und Vieh den Schlaf des Gerechten. Nur Caro, der treue Wächter des Hauses, umwedelte munter das Mädchen, als sie mit ihrer Bürde Holz zurückkehren wollte. Das Unwetter draußen schien jetzt seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Der Sturmwind ließ das Gebälk des alten Hauses stöhnen und dabei prasselte der Regen wolkenbruchartig auf die alten Dachschindeln nieder. Deutlich hörte man, wie die Wellen des Hochwassers von der Hofseite gegen die Wand des Hauses schlugen.

„Daß Gott erbarm," sprach die alte Frau als Anna zu ihr zurückkehrte, „is scho Wasser draußen?"

„O nein," entgegnete Anna, suchte die Großmutter zu beruhigen und brachte sie endlich durch die öfter bewährten Mittel und ihre liebevolle Pflege wieder zur Ruhe. Diese sollte jedoch nicht von langer Dauer sein. Noch zweimal erfolgte ein weiterer leichterer Anfall bei der alten Frau, welcher Anna von ihrem Lager abrief und mit einem „Gott sei Dank" begrüßte am Morgen das arme geängstigte Mädchen den ersten matten Schein des Tageslichtes, welcher durch die trüben Scheiben des Fensters drang. Gleichzeitig wurde es auch nebenan im Bodenraum lebendig. Der Hahn ließ sein lautes „Kikeriki" vom hohen Balken herab ertönen, die durch ihren Umzug beunruhigten anderen Tiere ließen laut ihre Naturlaute hören, und wenige Augenblicke später, als Anna die Thüre öffnete, hatte auch der Herr der Schöpfung in dem Dachraum die erste Morgentoilette beendet.

Der Großvater trat mit einem freundlichen „guten Morgen" in die Kammer. Draußen machte sich Jung und Alt bei dem düsteren Schein einer aufgehängten Laterne an die zur Beruhigung der Vierfüßler und Reinigung der Luft dringend nötigen Stallarbeiten.

„O mei Alte," sprach der Großvater traurig, „du hätt'st halt scho vor drei Tagn fort solln vo hier. Was mach m'r jetzt in dem Elend? O Gott, o Gott! Hast denn gar nix mehr vo der Medizin, die 'st fährten gnomma hast?"

„Ja, es müßt scho no was unt sei im Wandkastl," entgegnete mit kaum hörbarer Stimme die Frau, „aber i hab's halt vergessen gestern. Könnt leicht a scho eitrocknet sei, es warn blos mehr etliche Tropfen im Glasl und nuntr kann m'r eh nimmer."

Sofort sperrte der Müller die Thüre zur Bodenstiege auf und überzeugte sich von der Richtigkeit letzterer Behauptung seiner Frau. Eine einzige Stufe der Bodenstiege war noch frei vom Wasser. Starr von Schrecken stand der alte Mann an die Thüre gelehnt. Noch einen und einen halben Schuh Steigung des Wassers, und . . . . entsetzlicher Gedanke, ihr Zufluchtsort war überschwemmt. Der alte Mann lehnte sich an Anna und begann zu weinen.

„Wir könn'r ja af die Balken afa," sprach er, auf etliche Stund, ab'r was mach m'r mit der kranken Frau und unser schön's Vieh steht nacher im Wasser.

„Großvater," tönte da von der Bodenlucke her der freudige Ruf des Enkelsohnes: „s' regna hats aufg'hört, i mei, es wird schö."

Eilig drängte sich nun alles an die Lucke, um Ausblick ins Freie zu gewinnen.

Wirklich, es hatte aufgehört zu regnen, der Wind hatte sich gelegt, aber trüb und nebelig war es und langsam überwand das Tageslicht die Schatten der Nacht. Schnell wurde der Großmutter die Freudenbotschaft über den Witterungswechsel von Anna gemeldet, der alte Mann hatte sich einen Schemel geholt und verblieb mit bekümmerter Miene an der Bodenlucke sitzend, auf seinem Aussichtspunkt.

Endlich war es Tag geworden. Die Aussicht, die sich den Ueberschwemmten bot, war entsetzlich. Wasser gegen Norden und Süden, so weit das Auge sah, im Westen zeigte sich der Höhenzug schmutzig braun und völlig schneefrei dem Beschauer. Nun versuchte der erfahrene Mann, der Müller, das Gefäll des Wassers festzustellen, indem er Holzscheiter in den bis fast an die Schwelle der Bodenlucke reichenden Wasserspiegel legte. Langsam und träge schwammen sie hinab die Scheiter, und dauerte es lange, bis sie dem nachblickenden Auge entschwunden waren.

„Des is der Rückstau vo der Donau," sprach traurig der alte Mann. „Ja Kinder, früher hat's des net gebn. Aber jetzt hams d' Isar reguliert, die g'scheiten Leut. Die rumpelt eine mi'n dreifachen Gfäll und mir müssn dersaufn, weil der ganz Donaustrom zruckgstaut wird. Jetzt kimmt's schöne Wetter z'spät für uns."

Die nächsten Stunden bestätigten die Richtigkeit dieser Ansicht des Großvaters. Obgleich es draußen immer heller

und schöner wurde, stieg das Wasser noch immer, zwar sehr langsam, aber doch stetig. Als endlich gegen zehn Uhr die Sonne hell strahlend am blauen Firmament stand, begann das Wasser von allen Seiten in den Bodenraum einzudringen.

Anna hatte vorgeschlagen, auf dem Dach eine weiße Fahne als Notsignal aufzupflanzen. Aber der Großvater wollte nicht. Er meinte, die Bauern in den Dörfern oben, würden das Zeichen sehen, die könnten aber nichts thun, weil sie keinerlei Boote hätten. Die Müller oben und unten die könnten es doch nicht sehen, und die wüßtens übrigens auch so ganz genau, wie's auf der Neumühl stehen müsse. Anna stand an der Dachlucke und blickte sehnsuchtsvoll hinauf nach den Obstbäumen oben auf dem Hügelrand, wo der Wohnort ihres Hans war. Ahnte das Mädchen, daß der Geliebte oben auch voll Sehnsucht ihrer gedachte, und sein Auge fest auf das alte Schindeldach über ihrem Haupte gerichtet hatte. Ihm hatte sie das Notzeichen geben wollen, dem Geliebten, der sicher helfen wollte. Was thut der Mensch nicht in der höchsten Not, um sein Leben zu retten?

Mit der Haue riß der Müller und sein Enkelkind jetzt den Dachboden auf, um die Bretter als Unterlage für ihr letztes Asyl auf dem Gebälk zu gewinnen. Anna kochte geselchtes Fleisch und die Magd knetete Teig, um auf Vorrat zu backen, für die Zeit der höchsten Not, die ihnen da oben unter den Dachschindeln bevorstand. Noch war das Stübchen der Großmutter trocken, aber draußen stand das Vieh schon im Wasser und barfuß patschten die Bewohner

in dem weiten Bodenraum herum. Da war keine Ermahnung nötig, die Arbeitenden zum Fleiß anzuspornen. Das beständige Steigen des Wassers, das sie an ihren Beinen fühlten, trieb die armen Leute zu höchster Eile an. Endlich, als schon das Wasser bis an das Bett der armen kranken Großmutter hinsickerte, ergriff Anna im Verein mit dem Großvater die Kranke, welche den ganzen Tag wortlos leidend dagelegen war, und verbrachten sie über die kleine Leiter hinauf nach der letzten Zufluchtsstätte, auf den Dachbalken. Als dann das Bett d:r Kranken als letztes Stück, das die kleine Bühne fassen konnte, gefolgt war, saßen die armen Leute alle oben auf ihren Betten, und nahmen ihre Abendmahlzeit auf dem in der Mitte aufgeschlichteten Haufen der verschiedenen Hausgeräte ein. Es wollte niemand heute recht schmecken, selbst die Kinder waren schweigsam in dem trüben Dämmerlicht des engen Raumes. Der Großvater sah tieftraurig hinunter auf sein schönes, unruhig im Wasser stampfendes und brüllendes Vieh, Anna saß auf dem Bett der Großmutter und lauschte ängstlich auf ihr kurzes Atmen. Als sie die Züge der geliebten Frau im Dämmerlicht nicht mehr wahrnehmen konnte, zündete sie die Laterne an und gab sie dem Vetter, der an der Leiter nach der Wasserhöhe sehen wollte.

Schweigend kehrte der Junge zu den in dumpfen Brüten da sitzenden Hausgenossen zurück und raunte Anna leise „um einen Finger g'stiegen" in's Ohr. Dann setzte er die Laterne auf den improvisierten Tisch und nahm selbst wieder lautlos seinen Platz auf seinem Lager ein. Das matte Licht beleuchtete

die müden, fast stumpfsinnigen Gesichter der armen Leute, welche in hoffnungsloser Betrübniß beisammen saßen. Anna wollte eben fröstelnd ihre noch vom letzten Umzug her bloßen Füße bedecken, da glaubte sie einen menschlichen Ruf zu hören. Hatte sie geträumt, oder war es Wirklichkeit? Ja da legte eins der kleinen Mädchen die Hand an die Ohrmuschel. Im Augenblick saß Anna an der Leiter und horchte in höchster Spannung. Doch keinen Augenblick Ruhe war unter den armen überschwemmten Vierfüßlern unten. Schon wollte nach geraumer Zeit das Mädchen wieder ihren Lauscherposten verlassen, da ertönte laut und vernehmlich erneuter Ruf von draußen her. „Hub," klang es wieder, von starker hoher Männerstimme gerufen. Wie elektrisiert sprang die kleine Gesellschaft von ihren Sitzen auf und unbekümmert um das Frösteln, das sie verspürte, sprang Anna, die Laterne in der Hand auf den Bodenraum hinunter und eilte durch das kalte Wasser auf die Bodenlucke zu.

„Hub" klang es von ihrem Munde in die mondhelle Nacht hinaus, dabei schwang sie die Laterne, um den Befreiern draußen den Weg zu zeigen. Schon glaubte Anna den Ruderschlag zu vernehmen, da erhob sich Caro, der seit vielen Stunden unthätige Wächter des Hauses, und ließ hoch oben von seiner Streu ein lautes freudiges Bellen hören. Ja das kluge Tier ahnte wohl, daß es Freunde waren, die nächtlicher Weile zu seiner Herrschaft kamen. So wie Anna jetzt beim nächsten Zuruf aus dem Kahn ganz deutlich die Stimme des Hans, ihres Hans zu erkennen meinte.

Immer näher klangen die taktmäßigen Ruderschläge draußen. Anna stand in gespannter Aufmerksamkeit da, an der Lucke gelehnt. Endlich bog der Kahn von der Straße draußen ab und fuhr, von zwei kräftigen Männern gerudert, hoch über das überschwemmte Hofthor weg, gerade auf das wartende Mädchen hin. Wie der Kahn scharf am Haus anfuhr, erhob sich die hohe Gestalt des rudernden Mannes, der dem Mädchen bisher den Rücken gewendet hatte. Anna sah im Mondlicht die wohl bekannten Züge ihres Hans, reichte ihm die Hand und zog ihn, mit lauter Stimme seinen Namen rufend in den Dachboden herein. „Ich hab's ja gewußt, daß du kommen würdest, Hans," sprach leise das Mädchen und lehnte, still weinend, das Haupt an die Brust des Geliebten. Da bedurfte es keiner weiteren Erklärung mehr zwischen den beiden. Hans umfing das geliebte Mädchen mit seinen starken Armen und das junge Paar war im dunklen Schatten neben der Dachlucke vereinigt im ersten süßen Kuß. Nur einen Augenblick, dann ertönte laut Sepps polternde Stimme, der vom Gefährten laut die Sicherung seines Kahns verlangte.

„Hängt's die Ketten an die Thürangel," rief von der Leiter herab der alte Müller, der seine Füße heute nicht mehr netzen wollte.

„Jesses, da schauts aus," brummte Sepp, als er fast bis an die Knie im Wasser gegen die kleine Leiter zuschritt. Alle erstiegen jetzt den kleinen trockenen Raum unter dem Balken, die jungen Leute hoben den Korb mit Lebensmittel

den Hans gekauft hatte, hinauf und jetzt saß alles eng auf dem kleinen Raum oben beisammen. „Trinkt's Nachbar," sprach Hans und schenkte dem Großvater ein Glas von dem mitgebrachten Branntwein ein.

„O mei," sprach der Alte, den Trank langsam schluckend, „Essen und Trinken da fehlats net; aber mei arme Alte liegt dort totkrank. Des is des ärgste."

Anna hatte sich zu der Großmutter hingesetzt, sprach leise zu ihr, um ihrer Freude über die Ankunft der jungen Leute Ausdruck zu geben. Teilnahmslos hörte die alte Frau zu. Den ganzen Tag hatte sie fast nichts zu sich genommen und eben jetzt wollte es Anna scheinen, als atme sie wieder schwerer. Und so bleich und verändert kamen dem Mädchen die Gesichtszüge der geliebten Großmutter vor. Eine Weile überlegte sie in ihrer Angst, was zu thun sei? Dann sprach sie laut: „Großmutter, ich fahr in's Dorf hinaus und mit dem Abendzug nach Straubing, und morgen früh komm ich wieder und bring Dir 'n Doktor mit und die Medicin, die dir voriges Jahr geholfen hat. Willst Du?"

Ein freudiges Aufleuchten aus den matten Augen der Kranken, hieß den Plan des Mädchens willkommen und ohne Zeitverlust bat Anna die jungen Männer, sie nach Pernhart hinauszufahren, damit sie den letzten Zug nach Straubing noch erreiche.

Sepp, der sich inzwischen über die Lage von Mensch und Vieh genau orientiert hatte, weigerte sich, den Müller zu verlassen.

„Na Nachbar," sprach er, „des thu m'r net, s' Vich laß m'r net z'Grund gehn, wegn etliche Stund. Mit Holz und Stra kömr's ja in d'Höh arbetn. Aber ihr könnt's es net allan. Wenn die Fräuln fahrn muß, so kann's ja der Hans nausrudern. Ka G'fahr is ja net derbei, 's Wasser hat gar kan Zug. Wie auf an See samer hergfahrn, net wahr Hans, grad auf der Straßn?"

Hans bestätigte die Angaben des Freundes. Niemand hatte eine Einwendung gegen den Vorschlag des jungen Müllers. Wer hätte darauf bestehen sollen, daß der erfahrene tüchtige Bursche mit fortfahre? Der alte Müller vertraute ja Sepp's Worten und hoffte durch dessen Anwesenheit sein wertvolles Vieh zu retten. Und Hans und Anna, das junge Paar . . . . die blickten sich in die Augen und dachten wohl: „Zum ersten Mal allein nach langem sehnsüchtigem Liebesweh!"

Eilig nahm Anna Abschied von den Leidensgefährten, drückte noch einen Kuß auf das bleiche Antlitz der lieben Kranken und schritt dann, den städtischen Mantel und Hut über dem nassen Werktagskleid, Schuhe und Strümpfe in der Hand, dem Ausgang zu. Sepp trug die Laterne, machte den Kahn los und rief dem Freunde noch zu, als das Pärchen schon im Fortschwimmen war: „Hans, gib fei Obacht bei der Bruck, daß d' oberhalb vorbeikimmst, sonst reißt's di abe in die Weidenboschen."

Auffallend schnell schien Sepp der Kahn wegzuschwimmen. Er blieb in der Bodenlucke stehen, bis derselbe draußen

verschwunden war, dann leuchtete er an den Thürpfosten hin und fand, daß das Wasser gegen den höchsten Stand um eine Handbreit gefallen war. Langsam durchschritt er den Bodenraum und suchte eines der kleinen Dachfenster auf der Ostseite der Mühle auf.

Als er da eine breite schwarze Wolkenschichte sah, die quer über den Horizont im hellen Mondlicht hing, da wurde es dem braven Burschen doch etwas ängstlich zu Mute.

„Wenn ich doch lieber mitgefahren wäre, so sagte er sich immer wieder, während er schweigend oben beim alten Müller saß. Das Wasser war im Fallen, man hatte also nichts beim Vieh zu thun, auch die Kranke war ruhig und so wollen wir Ueberschwemmte und Rudernde auf kurze Zeit verlassen und uns aufs Trockene begeben, liebe Leser, in das elterliche Haus des Hans Huber.

III.

„Leg deinen Arm in meinen Arm,
Schmieg dich an meine Seite,
So sitzest Du fest, so halt ich dich warm,
Wir schwimmen ruhig in das Weite.“

„Geliebter, laß mich, o halte dir frei
Die Arme zum Rudern und Steuern;
Schon tritt hinter düstern Wolken aufs neu
Der Mond, den als Retter wir feiern.“

„Halt ich dich im Arme. mein holdes Kind,
Da wächst mir die Kraft und der Mut.
Vereint mit dir fürcht ich nicht Wasser noch Wind,
Da trotz ich der wogenden Flut.“

Die Jungfrau gehorchte schweigend dem Wort,
Vereinigt das Paar so blieb.
Sie konnten einander nicht lassen,
Sie hatten sich gar zu lieb.

Es mochten wohl fünf Stunden vergangen sein, seitdem Hans seine Fahrt nach der Neumühle unternommen hatte; elf Uhr hatte es auf der Turmuhr des Dörfchens geschlagen, da klopfte es an der Thüre der Schlafkammer der Huberbäuerin. Einige Zeit brauchte die gesunde Frau, die im ersten Schlaf lag, um sich zu ermuntern. Als endlich ein rauhes „Herein“ erklungen war, öffnete die jüngere Stieftochter zaghaft die Thüre und begab sich, eine kleine Lampe in der Hand, eilig an das Bett der gestrengen Frau.

Schon wollte letztere das Mädchen, entrüstet über das Unterfangen, die Hausfrau mitten in der Nacht zu wecken, mit rauhen Worten ungehört hinausschicken, da vernahm sie den Namen ihres Lieblings Hans. Sofort nahm die Stimme der Mutter einen milderen Ton an, und das Mädchen konnte derselben erst die Thatsache mitteilen, daß Hans noch nicht heimgekehrt war und dann, freilich mit stockender Stimme ihre Vermutung, wo der Bruder verweile. Ja auch die Schwärmerei desselben für die kleine Enkelin des Neumüllers, welche die Mädchen bemerkt hatten, konnte der Mutter nicht verschwiegen werden, da diese nach der möglichen Veranlassung der Hilfsfahrt fragte.

Als die Erzählung beendet war, ruhten wohl zum erstenmal seit dem Einzug der Huberbäuerin in das Haus

die Augen derselben wohlgefällig auf dem Mädchen, das noch völlig angekleidet vor ihrem Bette stand.

„Habts no gar net g'schlafn, Kinder," sprach sie fragend und fügte auf die verneinende Antwort hinzu: „Habts 'n denn gar so liab, 'n Hans?"

„O ja, Frau Mutter," lautete die Antwort; „den muß ja a jed's gern habn, 'n Hans, so a saubrer Bursch is 'r und so liab und so freundli."

„Schau Kind," sprach die Bäuerin und ergriff liebkosend dabei die rauhe Hand des Mädchens, „des g'fallt m'r von dir und von der Cenz, daß t's mein Hans so gern habt's, des wer i enk no danken, Kinder. Geh jetzt nur schlafen, i hab eh ka Ruh mehr. Vor viere müß m'r morgn alle raus, i will derweil überlegen, was m'r thun könna."

Einen Augenblick war die an solche Freundlichkeit von der Stiefmutter gar nicht gewöhnte Dirne erstaunt dagestanden, dann ergriff sie plötzlich die Hand der gestrengen Frau, drückte einen Kuß auf dieselbe und verließ eilig das Zimmer.

Lang vor dem ersten Hahnenschrei herrschte am nächsten Morgen am Huberbauernhof das regste Leben. Schon um drei Uhr früh lief einer der Stallburschen, durch ein gutes Trinkgeld zu höchster Eile angespornt zu der oberen Mühle, um den jungen Müller mit seinem Kahn zu holen. Ein zweiter Bote hatte den Hauszimmermann herbeigerufen, mit dem sich lange vor Tagesanbruch die Bäuerin über die Herstellung eines Floßes beriet, um den flüchtigen Liebling auf der Neumühle erreichen zu können. Die kluge Frau

hatte in den einsamen letzten Stunden der Nacht alles wohl bedacht. Keinen Augenblick wollte sie versäumen, ihren Liebling wieder aufs feste Land zu retten. Schwebte derselbe doch in einer doppelten Gefahr. Erstens das Wasser und zweitens, was in ben Augen der Mutter fast noch schlimmer war, die Arme einer Syrene, die den Jüngling verführen wollte. Ohne die Rückkehr des nach der Mühle geschickten Boten abzuwarten, wurden zwei große, neue Scheunenthore ausgehoben und nebst vielen dürren Stämmen auf Wagen geladen, dann wurde angespannt und die Knechte mit dem Zimmermann fuhren bis an den nahen Rand des überschwemmten Thales und begannen ohne Zeitverlust mit Schiftnägeln und Stricken ein doppeltes Floß zu zimmern.

Es war ein stiller trüber Morgen und noch ehe es völlig Tag geworden war, kehrte der Bote mit der für die Sicherheit Hansens sehr beruhigenden Nachricht zurück, daß Sepp, der geschickte Sohn des Müllers, dem Freund auf der nächtlichen Wasserfahrt als Fährmann gedient habe.

Kaum eine Stunde später stieß das Floß der Huber=bäuerin vom Ufer ab. Der Zimmermann und drei starke Knechte bildeten die Mannschaft und lenkten mit langen Stangen das schwerfällige Fahrzeug, auf welchem auf einer großen Holzkiste die Bäuerin saß. Es war eine langweilige Fahrt, da die starke Strömung immer wieder das Floß gegen das an der Nordseite der überschwemmten Straße stehende Buschholz trieb. Endlich erschien die Neumühle vor den Augen der sehnsüchtig wartenden Mutter. Richtig,

der Kopf eines Mannes sieht aus dem Fenster des oberen Stockwerkes. Ist's der Hans? Auf den Wink der Herrin stoßen die Leute eifriger, das Floß schwimmt schneller, da wendet der Mann den Kopf, und deutlich erkennt die Huberin den Müllersepp. Immer näher kommt das Ziel ihrer Reise. Das Wasser war schon stark gefallen. Die Spitzen des Hofthors, über welches gestern der Kahn noch leicht hinwegschwamm, ragen schon aus der Flut handhoch empor. Emsig stoßen die Leute gegen das Haus zu, und auf Sepps Zuruf wirft ihm der Zimmermann ein Seil zu, mit dessen Hilfe das Floß fest an die Hauswand vor den Fenstern gezogen und dann befestigt wird.

Sofort erhob sich die besorgte Mutter, um durch das Fenster in die Mühle nach ihrem Sohn zu schauen. Doch welch trostloser Anblick bot sich da ihrem Auge. Mitten in der kleinen Stube stand ein Bett, an dem auf einem Tischchen eine dünne Kerze brannte. Der alte Müller kniete mit seinen drei Enkeln weinend vor der entseelten Hülle der lieben Großmutter, welche in der Nacht ihrem schweren Leiden erlegen war.

„Sepp," sprach da der Zimmermann zu dem Burschen, der sich eben mit einem Sprung vom Fenster auf das Floß begeben hatte. „Herrgott Mensch, wie schaust Du aus?"

Bleich und hohläugig wie ein Schwerkranker stand der sonst so hübsche frische Bursch da und erwiderte auf die Frage der Bäuerin, „wo is der Hans?" mit schwacher stockender Stimme: „Nach Pernhart is er g'fahrn gestern auf d'Nacht mit der Anna. Min acht Uhr Zug soll die

Fräuln wieder komma, da will er's zruckfahrn. S' wird ihm nix failn. Aber was i heut Nacht daherin durchgmacht hab, bei die arma Leut, bis endli unser Herrgott die arme Großmutter erlöst hat, des kann i net beschreiben. Jemand muß dableibn," fügte er hinzu, „sonst kann i net fort. Die arma Leut san ganz außer sich. Sechzehn Stück Vich zu b'sorgn und des Wasser, der alte Mann und die Kinder und die hinkete Magd, des geht gar net, blos bis die Anna wieder da is, auf a paar Stund."

Schnell hieß die Bäuerin ihren Knecht, einen gutmütigen älteren Mann ins Fenster steigen, um für das Nötigste zu sorgen. Dann wurde der Strick gelöst und mit dem kurzen Befehl „nach Pernhart," schwamm das Floß weiter. Sepp hatte die freie Stange des Knechts ergriffen und unter seiner Leitung ging nun die Fahrt viel schneller und sicherer weiter, als vorher. Die Huberin stellte keine weitere Frage an den Freund ihres Sohnes, ersparte ihm auch die Vorwürfe, die er erwartet hatte. Ernst und schweigend saß die Frau an ihrem Platz, offenbar tief bekümmert und besorgt um ihren Sohn. Sepp war nicht minder in Sorge um das Schicksal des Freundes und des lieben schönen Mädchens an dessen Seite. War auch die Nacht schrecklich gewesen da oben auf der kleinen Bühne auf den Dachbalken, als bald nach der Abfahrt des jungen Paares die Erstickungsanfälle die kranke alte Frau befielen und die armen Leute ohne alle Hilfsmittel und ohne jeden Trost zusehen mußten, wie die liebe alte Frau, die bis zu ihrem letzten Tage der Kopf des Hauses

gewesen war, ihren Leiden erlag. Das hätte der junge Mann endlich noch mit Gleichmut ansehen können. Es war doch eine alte Frau, die in ihrem langen Leben elf Kinder geboren und erzogen hatte, und der man nach unendlichem Schaffen und vielem Leiden die ewige Ruhe wohl vergönnen durfte. Aber wenn dem Hans und der Anna ein Unglück passiert wäre! Das ging dem Sepp nicht aus dem Kopf. Und er war daran Schuld, daß der auf dem Wasser ganz unerfahrene Mensch allein gefahren war und noch dazu mit der Geliebten! Wegen dem dummen Vieh, dem gar nichts geschehen wäre, da das Wasser noch rechtzeitig gefallen war.

Gegen Morgen hatte der kurze Todeskampf der Müllerin geendet. Als dann die Zeit kam, wo das Pärchen zurückkommen sollte, hatte Sepp die Uebertragung der Toten in die inzwischen wasserfrei gewordene Giebelstube vorgenommen. Dabei hatte er immer gehorcht, dann aus dem Fenster gesehen. Nichts! Seitdem es sechs Uhr geworden war, blickte der arme Bursch stumpf und hoffnungslos zum Fenster hinaus. Er versuchte öfter zu beten für die Rettung des Freundes, wurde aber dabei durch das laute Beten und Wehklagen der armen Müllersleute immer wieder unterbrochen.

Da war das Floß der Huberin gekommen und hatte Sepp wenigstens von seiner Haft in der Mühle befreit und aus seiner Unthätigkeit gerissen.

Mit starkem Arm handhabte er seine Stange und wußte das Floß gerade in der Richtung der Straße zu lenken. Jetzt kam die Brücke, vor der er den Freund gewarnt hatte.

O Gott, wie hatte der Arme in der Nacht die tiefgelegene Brücke sehen können, deren Fahrbahn jetzt noch überschwemmt war. Nicht einmal die Geländer haben gestern Abend aus der Flut herausgeragt.

Hier mußte Hans von der Straße abgekommen sein. Sepp wollte eben suchend sein Auge den Büschen entlang wenden, welche den hier ins Thal einmündenden Seitenbach begrenzen, da erfaßte eine mächtige Strömung das Floß. Aus Leibeskräften stießen die vier Männer von der Brücke ab und doch rannte das Eck des zweiten Floßes noch an den Brückenpfeiler an. Noch wenige Minuten und das kaum hundert Schritte von Pernhart entfernte Thalufer lag flach und kahl vor den Augen unserer Schiffer. O wie verschlang Sepp die lange Strecke des öden Sandes auf der Suche nach seinem Kahn! Nichts, nichts war zu sehen. Nun konnte der Jüngling sich nicht mehr länger bemeistern und ohne Rücksicht auf die arme Mutter des Freundes, lehnte er sich auf seine Stange und fing bitterlich zu weinen an.

Am Ufer standen Leute von Pernhart, Neugierige, die das Hochwasser betrachteten. Während die Männer noch arbeiteten, um das Floß im seichten Wasser ans Ufer zu schieben, wechselte die Bäuerin mit den Leuten am Ufer wenige Worte, welche die letzte Hoffnung, daß der Huber Hans gestern sein Ziel erreicht habe, vernichteten. Einer der Leute war selbst gestern noch spät am Ufer gewesen, um nach dem Wasser zu sehen, ohne ein Schiff zu bemerken. Der Zimmermann trieb zur eiligen Rückfahrt, da man bei dem

rasch fallenden Wasser mit dem schwerfälligen Floß leicht unterwegs aufs Trockene fahren, und am Ende gar nicht mehr heimkommen konnte. Schweigend gab die Huberin das Zeichen zur Umkehr und nahm, ohne einen Augenblick äußerlich ihre Ruhe zu verlieren, ihren Platz auf dem Floß wieder ein. Kopfschüttelnd ging Sepp wieder an seine Arbeit, er verstand die Frau nicht. Hatte sie Hoffnung für ihren erklärten Liebling? Warum sprach sie dann kein Wort? Oder hatte sie für Hans keine Thräne?

Bald war die Mühle erreicht. Der Großvater sah zum Fenster heraus. Der alte Mann schien etwas ruhiger zu sein. Die Huberin erzählte ihm das traurige Ergebnis ihrer Fahrt und stellte die Frage, wann das Wasser wohl soweit fallen werde, daß man das Thal zu Fuß nach den Verlorenen durchsuchen könne? „Morgen Mittag," lautete die Antwort. „Dann bleib i bei euch," sprach die Huberin, bestellte einen Wagen und vier ihrer Leute für morgen und schwang sich, jugendlich kräftig, vom Floß durch das kleine Fenster in das Totengemach hinein.

Erstaunt über das Wesen der Frau fuhr Sepp weiter. Wollte sie die Totenwache für den Sohn bei der Leiche der alten Frau halten? In größter Eile betrieb Sepp die Heimfahrt. Er wußte, daß ihn die Seinen mit Schmerzen erwarteten. Eine Viertelstunde von Salching stand die jüngere Stiefschwester des Hans hoch geschürzt im seichten Wasser und wartete auf das Fahrzeug.

Als ihr Sepp die trübe Botschaft gebracht, hatte das

schöne Mädchen kein Auge mehr für den Burschen. Bitterlich weinend trat sie den Heimweg an.

In der Neumühle saß am Totenbett der Müllerin eine stille, traurige Frau. Die Kinder fürchteten sich vor ihr und doch sorgte sie für Groß und Klein im Haus mit kundiger Hand, um immer wieder an das Lager der Toten zurückzukehren. Als es abends Zeit war, zur Ruhe zu gehen, wollte der Müller der Huberin zureden, sich auch zu legen. Sie schüttelte nur traurig den Kopf und ging wieder hinein in das kleine Gemach, um ihren Platz bei der Toten einzunehmen.

Am folgenden Morgen rollte das Gespann der Huberbäuerin frühzeitig auf der schon großenteils wasserfreien Straße der Neumühle zu. Sepp saß mit den Knechten auf dem Wagen und lenkte die Lieblingsrosse seines verlorenen Freundes, da der Knecht ihnen nicht recht Meister zu werden schien.

Er wollte helfen, die armen Opfer des Wassers zu suchen, Gewißheit mußte er haben über das Schicksal der Beiden. Vor der Mühle stand schon wartend die Huberbäuerin. Sie nahm Platz auf dem Wagen mit dem Enkel des Müllers und ohne Zeitverlust wurde bis an die Brücke bei Pernhart gefahren, bei welcher wahrscheinlich Hansens Boot stromabwärts getrieben hatte. Hier war noch viel ausgetretenes Wasser. Sepp meinte, die Strömung des Baches werde den Kahn mehr gegen das rechte Ufer getrieben haben, während die Huberin auf dem linken Ufer bleiben wollte,

weil dasselbe mehr mit Buschholz bewachsen war. Die zwei Männer gingen mit Sepp, die Huberin nahm nur den jungen Neumüller mit sich, und so ging die Gesellschaft großenteils im Wasser an dem überfließenden Bach fort. Von Zeit zu Zeit blickte Sepp durch die dichten Erlen hinüber nach der bleichen Frau am andern Ufer, um zu sehen, ob sie mit den rasch gehenden Männern Schritt halten könne. Die Huberin hatte den schlechteren Weg gewählt, Mulden mit tiefem Wasser und Gräben mußte sie überschreiten. Sie hatte den langen Rock sowie Schuhe und Strümpfe abgelegt und schritt aus, wie eine zwanzigjährige Dirne. Sepp fand auf seiner Seite nicht eine Spur von den Vermißten. Kein abgebrochener Zweig, keine abgeschundene Stelle zeigte den Platz, wo der Kahn etwa durch die Bäume geschwommen war. Schon eine halbe Stunde waren die Leute gegangen. Am linken Ufer wurde das Gebüsch immer dichter, von der Bäuerin war lange nichts mehr zu sehen und so trug Sepp seinen Begleitern auf, die Büsche zur rechten noch zu durchsuchen, während er selbst eilends stromab auf eine kleine Mühle zuging, deren Dachgiebel durch die Bäume sichtbar wurde. Vielleicht wußte der Müller irgend eine Auskunft zu geben. Schon war der Bursche im Begriff, einen Graben, der ihn noch von dem kleinen Hofraum des ärmlichen Anwesens trennte, zu durchwaten, da traf ein Schrei von oberhalb der Mühle her sein Ohr, . . . der ihm das Blut in den Adern stocken machte. Dann war alles ruhig. Aber Sepp eilte schon in die Mühle hinein, übersprang den kleinen Mühlgraben

hinter derselben und rannte aus Leibeskräften dem Bach entlang. Unbekümmert, daß ihm wiederholt das Wasser in die hohen Stiefel lief, eilte er vorwärts, um an den Ort zu kommen, wo, das wußte er, die Mutter den Verzweiflungsschrei ausgestoßen hatte. Sepp hatte nicht weit zu laufen. Kaum hundert Schritt von der Mühle sah er an einer krummen Kopfweide die Huberin auf den Knien liegend und vor ihr . . . . . jetzt hatte Sepp die Frau erreicht und wandte sich um, das junge schöne Liebespaar im Tode an dem alten halbdürren Baum zur schönsten Gruppe vereinigt. Hans hatte den Baum umklammert. In der letzten Not wollte er ihn erklettern. Anna hielt den Geliebten umfangen, lähmte so seine Kraft, und zog ihn hinab in den unerbittlichen Tod.

Jetzt hatte die Huberin ihre eisige Ruhe verlassen. Laut schluchzend hatte sie die kalte Hand des Sohnes ergriffen und genoß die Wohlthat der Thränen in vollen Zügen. Sepp, der gute Bursche kniete neben ihr und beide überließen sich geraume Zeit ruhig ihrem herben Schmerze.

Zuerst erhob sich die Frau. Sie sorgte für alles und hatte für alles gesorgt. Schon stand der Wagen an der kleinen Mühle, die Leute kamen herbei und langsam wurden die lieben Toten getrennt und zusammen in den Wagen gelegt und in den Huberbauernhof gefahren. Die Huberin hatte mit dem alten Müller ausgemacht, daß seine Enkelin mit ihrem Sohn in dessen Vaterhaus gebracht werden und neben ihm auf dem heimischen Kirchhof ruhen solle.

Ruhig im Schritt erwiesen Hansens Lieblingsrosse ihrem Herrn den letzten Dienst. Als der Wagen in das große Pfarrdorf Schönbuch kam, schlossen sich alle Bewohner dem traurigen Gespann an und es war ein stattlicher Zug, der dem allbeliebten Jüngling heute das letzte Geleit in's Vaterhaus gab.

„Die hams überstanden," sprach der Sepp zu einigen Bekannten auf dem Friedhof nach der Beerdigung. „In vollem Liebesglück san's nüber ganga, der Hans und die Anna.

Und die alte Großmutter ham's a no mitgnomma, die das Madl gar so liab g'habt hat. Aber die Mutter, die Huberin, die thut m'r leid."

Sepp hatte recht. Die Frau war völlig umgewandelt, seit dem Unglück, das sie betroffen hatte. Ihre eigenen Leute kannten sie nicht mehr. Den ganzen Tag saß die sonst so thätige Wirtschafterin in ihrer Stube, nur von ihren beiden Stieftöchtern umgeben, und ließ niemanden vor. Wer die kürzlich noch so jugendliche Frau in der Kirche oder am Grabe ihres Sohnes sah, der erschrack über die Folgen des schweren Kummers, die auf ihren bleichen Zügen sichtbar wurden. Nach einigen Tagen fing die jüngere Tochter notgedrungen an, auf dem Hof schüchtern zu befehlen.

Ja die Verhältnisse hatten sich geändert. Hans hatte das der Base Rosel gegebene Versprechen ohne sein Zuthun durch seinen Tod eingelöst. Durch ihre Sorge um den verlorenen Bruder hatten die bisher verachteten und miß-

handelten Mädchen mit einem Schlag das Herz der strengen Mutter gewonnen.

Kurze Zeit nachher wurde die Bevölkerung durch die Nachricht überrascht, daß die Huberbäuerin ihren schönen Hof an den reichen Gutsbesitzer P . . . verkauft habe. Nur den Bergerhof mit dem hübschen Garten neben dem Friedhof hat sie sich vorbehalten, wo sie jetzt so nahe von der letzten Ruhestätte ihres Lieblings wohnt, daß sie den schönen Stein, der das Grab des Liebespaares deckt, aus dem Fenster sehen kann.

Sepp, der brave Bursch findet sich gar oft bei der Huberin ein. Die gemeinschaftliche Trauer, wohl auch das vermeintliche Verschulden, das ihm auf der Seele ruht, führt ihn dort hin.

Oder sollten die Weiber des Dorfes recht haben, welche behaupten: Sepp werde bald Resl, die jüngere Tochter der Huberin als Hausfrau in die väterliche Mühle heimführen?

IV.

Das macht die Liebe ja ganz allein.

Ich hatte an einem Samstag zur Zeit des längsten Tages mit den Honoratioren der kleinen Stadt Neuötting am Inn den schönen Sommerabend auf einem schattigen Keller vor der Stadt zugebracht.

Der Stoff war gut, die Stimmung heiter und so wurde es Mitternacht, als ich in meiner Eigenschaft als wohlbestallter Amtsrichter die Sitzung schloß und in Gesellschaft des Herrn Apothekers und eines jugendlichen Praktikanten an meinem Gericht, Herrn Fromm, als einer der Letzten den Heimweg antrat. Wir hatten eben leise plaudernd in langsamster Gangart das ziemlich enge Stadtthor erreicht, da sah ich plötzlich im zweifelhaften Licht der städtischen Petroleumlaterne ein Mädchen vor uns, das in vollem Lauf herbeikam. Mitten im Thor trafen wir mit der Dirne zusammen, die bei unserm Anblick scheu zur Seite fahrend ausweichen wollte. Mein Freund Fromm, stets zu übermütigen Streichen aufgelegt, rief dem Mädchen ein im Thorbogen laut wiederhallendes Halt entgegen und wollte ihr den Durchgang wehren. Doch das junge, schlanke Kind war

ihm zu schnell. Mit einem Sprung war sie an ihm vorüber, und als er sie an den Kleidern festhalten wollte, krachte es laut, und Fromm hatte einen meterlangen Fetzen von dem blauen Kleidchen in der Hand.

„Was haben Sie da wieder gemacht, Fromm?" sagte ich zu dem verblüfft dastehenden jungen Mann, „jetzt haben Sie der armen Person das ganze Kleid vom Leib gerissen." Während ich sprach, kam der dicke Apotheker, der etwas zurückgeblieben war, nach und hielt in der Hand den Teil des Rockes, den Fromm dem armen Flüchtling gelassen hatte."

„Die geht im Tempo," rief er lachend, „das hat sie weggeworfen und ist barfuß im Unterrock weitergestürmt."

„Wo ist denn die Dirne hin?" fragte Fromm, „ich hab' sie auf der Straße gar nicht mehr gesehen."

„Auf den Feldweg links hinein," erwiderte der Apotheker. „Ich weiß gar nicht, wo der hinführt über die Felder auf den großen Wald zu."

„Das ist ganz gleich," sprach ich, „Fromm, nehmen Sie nur das andere Stück vom Kleid. Morgen können Sie's dann von ihrer Hauswirtin wieder zusammennähen lassen. Sie bekommen sonst noch eine Klage auf Schadenersatz auf den Hals."

„Ach was," meinte Fromm, „die läuft doch offenbar davon. So ein junges Ding soll man aufhalten. Uebrigens, meine Herren haben Sie gesehen, bildhübsch ist sie die Kleine,

und bekannt kommt sie mir vor. Wenn ich nur wüßte, wo ich das G'sichtl schon gesehen habe?"

Über unser Abenteuer lachend, setzten wir den kurzen Weg über das holperige Pflaster der völlig ausgestorbenen kleinen Stadt fort, und zehn Minuten später lag ich schon im sanften Schlummer in meinen vier Pfählen . . . um nur allzubald, es war kaum halb vier Uhr früh, durch heftiges Klopfen an meiner Thür geweckt zu werden. „Was gibt's?" rief ich mit verschlafener Stimme. „Kommission, Herr Amtsrichter," rief die rauhe Stimme unsres alten Gerichtsdieners, „im Wald draußen ist ein Mord geschehen."

Brrr Mord! Das Wort überlief mich ganz kalt, und während ich aus dem Bett sprang und dem Alten schnell meine Befehle über Wagen, Schreiber und den mitzunehmenden Arzt zurief, fiel mir gleich die Kleine von gestern abend ein. Gewiß hing die Geschichte mit dem Mädel zusammen. Am Ende war sie ermordet, oder hat gar das hübsche Ding selbst, . . . doch das war undenkbar. Aber was hat man auch um Mitternacht ohne Schuhe so zu laufen?

Zehn Minuten später war ich drüben im Grünen Baum, stärkte mich durch eine Tasse Kaffee von sehr zweifelhafter Güte und vernahm gleichzeitig die Meldung eines vierzehnjährigen Burschen, welcher der Überbringer der Unglücksnachricht war, die mich so früh aus den Federn getrieben hatte.

Der Bursche hatte bei Tagesanbruch das Vieh eines kleinen Einödbauern auf die Weide getrieben. Da hatte er im Staatsforst, an dessen Grenze er verweilte, einen Schuß

gehört. Bald darauf, berichtete er, sei ein Mädchen gekommen und habe ihm drei Mark versprochen, wenn er gleich nach Neuötting laufen wolle. Er solle beim Gericht anzeigen, der Herr Förster sei geschossen, wahrscheinlich tot, und es solle gleich das Gericht, der Doktor und Gendarmen herauskommen. Der Förster liege in der Leiten bei der großen Wiese an der kleinen Rott. Die Sachlage war für mich nicht ganz einfach, da ich während eines kurzen Urlaubs des Herrn Oberamtsrichters verantwortlicher Gerichtschef war und es sich um eine Anzeige handelte, welche von der dritten Hand herstammte. Auf das königliche Forstamt nach Altötting zu schicken, war keine Zeit und so entschloß ich mich kurz, als der wackere Gendarm Fürst und der Herr Doktor angekommen waren, mit Beiden, dem Kanzlisten und dem jungen Burschen einstweilen nach dem Wohnort des Försters zu fahren, in dessen Bezirk das Unglück sich zugetragen haben mußte. Schlimmsten Falls mußte ich den Wagen aus meiner Tasche bezahlen, wenn sich die Anzeige als unwahr erwies.

Inzwischen war der amtliche Lohnkutscher mit seinen obligaten lebensmüden zwei Braunen angefahren, und wir rollten in langsamster Gangart auf der Landstraße in den taufrischen Junimorgen hinaus.

Zunächst setzte ich im Verein mit dem klugen und außerordentlich tüchtigen Doktor das Verhör des jungen Burschen, welcher vorher im grünen Baum außerordentlich wortkarg gewesen war, fort.

Nach der Personalbeschreibung konnte ich nicht zweifeln, daß das Mädchen, welches den Hirtenbuben geschickt hatte und die Ausreißerin von heute Nacht dieselbe Person sei. Ich erzählte dem Doktor unser nächtliches Abenteuer und fragte ihn, ob er nicht glaube, daß wir es am Ende mit einer Wahnsinnigen zu thun hätten.

„Das ist sehr unwahrscheinlich," meinte der Doktor. „Ein so junges hübsches Mädchen wird nicht irrsinnig und läuft auch nicht so weit ganz allein in der Nacht in solch einem krankhaften Zustand. Außerdem hat ja der Bursche den Schuß gehört."

„Der Schuß bedeutet nichts," erwiderte ich, „jetzt in der Zeit der Rehpürsch. Vielleicht hat der Förster einen Bock geschossen und das Frauenzimmer hat gemeint, der Förster sei geschossen."

Der Doktor Fröller teilte meine Befürchtungen nicht, und nachdem sich auch der Bursche zu unsrer Beruhigung als völlig lokalkundig im Staatswald erwiesen hatte, rollten wir beruhigt auf der großen Münchener Straße dem am Forst gelegenen Weiler zu, wo der Förster seinen Wohnsitz hatte.

Es war ein reizender Sommermorgen, zahlreiche Landleute, die zum Gottesdienst nach Kloster Altötting gingen, bevölkerten die Landstraße, und wir plauderten ruhig, unsre Morgenzigarren rauchend, in dem langsam dahinfahrenden Wagen.

Nach etwa dreiviertel Stunden kamen wir im Forsthause an und trafen dort außer einem alten Daxel und einer dito Magd Niemand zu Hause. Der Förster sollte in den Wald gegangen

sein, hieß es, die Frau in die Kirche. Wir mußten uns nun ganz der Führung des jungen Burschen überlassen, der mit dem einigermaßen in der Gegend bewanderten Gendarmen ausmachte, daß wir auf der Hauptstraße bis zur Rott fahren und dann zu Fuß aufwärts bis zu der Wiese gehen sollten, die der Bursche ganz genau zu finden versprach.

Wenige Augenblicke später hatte uns der herrliche Staatsforst aufgenommen und ich schwelgte in der würzigen Waldluft beim ungewohnten Anblick der prächtigen Tannen, unter welchen die Straße wie unter einem Kirchengewölbe hinführt. Nach etwa einer halben Stunde war die Brücke über die Rott erreicht; hier sollte unser Wagen warten und die Fußwanderung beginnen. Gendarm Fürst lud auf meine Aufforderung sein Dienstgewehr, obwohl er lächelnd die Unwahrscheinlichkeit hervorhob, daß der Lump, der den Förster geschossen, warten werde, bis wir kämen, um ihn festzunehmen. Dann traten wir am rechten Ufer des Flusses auf einem ziemlich verwachsenen Holzweg unsere Wanderung an. Erst ging der Weg eine Zeit lang durch Jungholz ziemlich eben am Flusse hin. Während wir schweigend auf demselben im Gänsemarsch dahinschritten, fragte mich plötzlich der Doktor: „Amtsrichter, haben Sie unsern Freund Martin schon lange nicht mehr gesehen?“ „O, nein,“ erwiderte ich, „gewiß schon vier Wochen nicht. Warum fragen Sie?“

„Am Ende ist gar der Martin der Angeschossene,“ sprach der Doktor, „er ist ein eifriger Jäger und hat schon viele Wilddiebe gefangen, so lange er in Wolfratshausen war. „Wirklich,“

entgegnete ich, „aber die Anzeige sagt doch, der Förster sei geschossen und Martin ist Forstamtsassistent.“

„Die Bauern nennen alles, was eine Flinte tragt, Förster,“ entgegnete der Doktor.

„Den Herrn Assistenten Martin,“ mischte sich da der Gendarm Fürst ins Gespräch, „hab' ich erst vor ein paar Tagen in Neuötting gesehen. Ich glaube, es war spät abends.“

„Aber Fürst,“ sprach ich, das ist ja gar nicht möglich, da hätt' er uns doch gewiß im grünen Baum aufgesucht, wenn er abends in Neuötting gewesen wäre.“

„Ist nicht sicher,“ entgegnete lächelnd der alte Gendarm, „junge Leute haben oft ihre Heimlichkeiten und lassen sich nicht gern sehen. Und die Jäger, das sind schon grad die Rechten!“ Während dieses Gesprächs hatte der Weg das Ufer der Rott verlassen und führte uns ziemlich steil bergan. Es wurde daher schweigend die Wanderung fortgesetzt, welche, da der Weg immer rauher und verwachsener wurde, trotz der kühlen Waldluft anfing, beschwerlich zu werden.

Endlich war die Höhe erreicht, das Jungholz hörte auf und der Weg führte wieder durch einen älteren Bestand abwärts der Rott zu. Nach kurzer Zeit war die große Wiese in der Leiten erreicht, wo der geschossene Förster liegen sollte. Die Wiese bildet eine im Ueberschwemmungsgebiet des Flusses gelegene Niederung und ist wohl eine Viertelstunde lang, am Ufer des Flusses von einer Reihe von Büschen und Laubbäumen begrenzt. Auf der Wiese selbst (dieselbe war noch nicht gemäht) war kein menschliches Wesen sichtbar.

Da ich und der Doktor nicht in das lange im Schatten des Hochwalds ganz nasse Gras gehen wollten, so teilte sich hier die Gesellschaft. Der junge Bursche ging mit Gendarm Fürst auf die Wiese, um das Gebüsch am Ufer zu durchsuchen, wo sie den Verletzten vermuteten. Der Doktor, der Kanzlist und ich gingen im Hochholz der Wiese entlang fort.

Da waren überall stark begangene Rehwechsel, die auf die Wiese hinausführten, und ehe wir noch hundert Schritte gemacht hatten, sprang ein Bock ganz nah vor mir aus dem Gebüsch und erregte in mir seit langen Jahren vergessene Waidmannslust. Wir waren wohl zehn Minuten so gegangen, ohne von unsern Gefährten auf der Wiese den verabredeten Zuruf zu hören, da schien die Wiese mehr in südöstlicher Richtung in den Wald zu gehen. Ich war etwas zurückgeblieben und wandte mich nun nach links, um den Weg des Waldvorsprungs abzuschneiden, da bot sich plötzlich in nächster Nähe meinem Auge folgendes Bild dar.

Angelehnt an einen Baum, sitzt ein junges schlankes Mädchen, die dunklen Augen fest auf mich gerichtet. In ihrem Schoße ruht das Haupt des wunden Jägers, in dem ich auf den ersten Blick unsren Freund Ernst Martin, den Forstassistenten von Altötting, erkenne.

Das Angesicht des jungen kräftigen Mannes ist bleich, das Auge geschlossen, er scheint zu schlummern. Das Mädchen legt den Finger auf den Mund, ein Zeichen für mich, den Schlafenden nicht zu stören. Unbeweglich blieb ich stehen und fuhr fort, die reizende Gruppe vor mir zu betrachten. Ruhig hebt und senkt

sich die Brust des Freundes vor mir, er atmet leicht, weich in den Schoß der Liebsten gebettet. Und sie hat die dünne Jacke ausgezogen und über den geliebten Mann gebreitet, sitzt regungslos da ohne den Versuch zu machen, in falscher Scham den nur vom dünnen Hemdchen bekleideten Oberkörper vor den Augen des Unberufenen zu verhüllen. Das kurze Wollröckchen bedeckt ihre Beine kaum bis zum Knie, die nackten Füße stecken im grünen Moos des Waldes. Doch das sind nicht die groben Beine einer Bauerndirne, nein, eine Herzogin kann die Kleine um ihre kleinen Füßchen beneiden, um ihr reiches blondgelocktes Haar, das jetzt wirr um das allerliebste Angesicht hängt. Wie rosig mag sonst das Antlitz des Mädchens sein, wie lieblich mag der kleine Mund lächeln, doch jetzt ist sie bleich die Kleine. Schrecken und Angst kann man in den feinen Gesichtszügen lesen. Da am linken Bein ist das Röckchen noch höher geschürzt, ein zerrissenes Stück des Hemdes hängt auf das Moos. Ja sie hat die dürftige Hülle sich vom Leib gerissen um die Wunde des Liebsten zu verbinden.

Eben wollte ich mich umwenden, um endlich meines Amts zu walten und zunächst Gendarm Fürst auf der Wiese zu verständigen, als Martin sich zu regen begann. Mit einem schmerzlichen Seufzer erwachte er und sprach, mich sofort erkennend, mit leiser Stimme: „Das ist gut, Amtsrichter, daß Sie da sind. Der Münchner Franz hat mich geschossen.“

„Wie geht's,“ sprach ich, „lieber Martin? Halten Sie sich nur ganz ruhig. Der Doktor Fröller ist da. Wo sind Sie verwundet?“

„Hier in der rechten Schulter,“ erwiderte er, „muß die Kugel stecken. ’s wird, denk’ ich, nicht weit gefehlt sein. Geh, nimm deine Jacke Kind,“ fuhr er mit einem unendlich liebevollen Blick ins Antlitz des über ihn gebeugten Mädchens fort.

„Ich brauch’ sie nicht, es ist ja nicht kalt. Ja, Amtsrichter, meine Anna hat mir heut das Leben gerettet.“

Ich sah, wie er bei diesen Worten, ohne sich nach mir zu wenden, dem Mädchen voll Liebe in die Augen blickte und sagte deshalb mich umwendend: „Fräulein Anna, wenn Sie ihm einen Kuß geben wollen, vor mir brauchen Sie sich nicht zu genieren.“

Dann konnte ich es aber doch nicht lassen umzuschauen, und mich an dem Anblick der in einem langen innigen Kuß vereinigten Liebesleute zu erfreuen. Warum auch nicht? Die Beiden konnten’s ja doch nicht sehen.

Dabei kam aber mir altem Knaben eine Thräne ins Aug und weil ich doch ein abgesagter Feind aller Rührung, besonders bei der Amtsthätigkeit, bin, so nahm ich die Hände vor den Mund und begann mit der bei meinen Kommilitonen von der Universität rühmlichst bekannten Stentorstimme „Fürst, Fröller rc.“ in den Wald hineinzubrüllen. Wenige Augenblicke später war unsre Gesellschaft wieder beisammen. Martin war nun im ersten Augenblick ganz Förster. Sofort wollte er den Gendarmen Fürst, der den Münchner Franz kannte, auf die nächste Bahnstation schicken für den Fall, daß der Verbrecher den Elf-Uhr-Zug nach München benützen wollte.

„Wie viel Uhr ist’s jetzt?“ fragte Fürst, dessen Uhr stehen geblieben war, dieselbe ärgerlich aufziehend.

„Dreiviertel auf Neun,“ erwiderte ich.

„Dann ist's viel zu früh,“ sprach Fürst. „Ich darf erst auf den Bahnhof kommen, wenn der Zug schon sichtbar ist, sonst brennt mir der Lump durch, und länger als eine Stunde geht man von hier aus nicht.“

„Das ist um so besser,“ sprach ich, „dann nehmen wir hier schnell den Thatbestand auf, und Fürst kann uns dabei behülflich sein.“

„Erst müssen wir die Wunde untersuchen,“ sagte der Doktor, „das ist ja gleich geschehen.“

Erst jetzt, während wir den Verletzten aufhoben, erhob sich das Mädchen schamrot über ihre Blöße. Die Jacke hatte sie schon vorher angezogen, allein für ihre Beine war keine Hülle vorhanden und eben wollte sie sich hinter Bäume zurückziehen, als ich sprach: „Fräulein, ich bitte Sie, zu bleiben, wir brauchen Ihre Anwesenheit. Meine Herren,“ fuhr ich fort, „Fräulein Anna . . . Wie ist Ihr Schreibname?“ „Obermaier,“ antwortete das Mädchen. „Hat dem Herrn Forstamtsassistenten das Leben gerettet. An ihrem Anzug bitte ich um so weniger Anstoß zu nehmen, als ich heute Nacht selbst Zeuge war, wie ihr einer meiner Bekannten im Thor von Neuötting den Rock buchstäblich vom Leibe gerissen hat.“ Das Mädchen nahm, während ich dies sprach, die gespannte Doppelbüchse Martins von der Erde auf. Dieselbe war neben ihr im Moos gelegen, als ich das Paar antraf. Inzwischen hatte der Doktor den Patienten in die rechte Lage gebracht und sprach, während er die blutigen Leinwandfetzen von der Wunde nahm: „Haben Sie das so schön verbunden,

Fräulein? Das ist ja fast tadellos gelegt. Wo haben Sie das gelernt, Fräulein?"

„Mein Vater war bis zu seinem Tode Stadtapotheker in Burglengenfeld, da habe ich öfter Wunden verbinden sehen."

„So?" hörte ich erstaunte Stimmen in meiner Nähe.

Es war auch wohl etwas befremdend, eine Stadtapothekerstochter so gekleidet im Walde zu finden.

Während der Doktor die Wunde genauer untersuchte, winkte mir der Gendarm Fürst und teilte mir in wenigen Worten mit, was er über Anna Obermaier wußte.

Die Mutter, wirklich Apothekerswitwe aus Burglengenfeld in der Oberpfalz, war vor etwa sechs Jahren mit fünf Kindern und ihrem Bruder, der Gärtner war, nach Altötting gezogen, wo sie ein Gartengrundstück, das der Löwenbräuin in Neuötting gehörte, gepachtet hatten. Vor zwei Jahren war der Bruder gestorben und seitdem ging es der Frau schlechter, obwohl die Familie als brav und äußerst sparsam bekannt war.

Vor etwa drei Wochen war Anna als Kellnerin im Löwenbräuhaus eingetreten. Man glaubte, daß Pachtrückstände die Ursache waren, welche Frau Obermaier zwangen, das schöne, brave Mädchen in das gerade nicht durch gewähltes Publikum glänzende Bräuhaus zu geben.

Ein unterdrückter Schrei veranlaßte mich, zum Verwundeten zurückzukehren. Da stand Doktor Fröller und hielt mir triumphierend die Kugel entgegen.

„Hier Herr Amtsrichter," rief er, „nehmen Sie sie zu ihren Akten, die Uebelthäterin. Die ist glücklich in der Schulter stecken

geblieben. Zwei Finger weiter links, Herr Assistent, und wir hätten nur mehr einen langen Kasten für sie gebraucht. Brrr —“

Martin lag totenbleich auf der Erde, ohne eine Silbe zu erwidern. Anna saß neben ihm auf der Erde und hielt seine linke Hand gefaßt. Nun machte der Doktor rasch einen Verband auf die Wunde, gab dann seinem Patienten einen guten Schluck aus der Feldflasche und wenige Minuten später war die Toilette Martins beendet und saß derselbe anscheinend frisch und munter an eine Tanne gelehnt am Boden.

Erst schickten wir den Hirtenbuben in das nächste Dorf, um einen Bauernwagen zu requirieren, dann verließ uns Gendarm Fürst, der den Mörder an der Station abfassen sollte, und endlich begann dann meine amtliche Thätigkeit, nämlich die Vernehmung des Verletzten und der Zeugin Anna Obermaier.

Nachstehend will ich einiges aus dem Protokoll, das der Kanzlist auf einem halb vermoderten Stock aufgeschrieben hat, berichten.

Ernst Martin hatte mit einem Forstgehilfen in einer Diensthütte in der Nähe übernachtet. Vor Tag waren sie aufgebrochen, hatten zufälligerweise einen Rehbock gefunden, den Martin am Abend vorher angeschossen hatte. Der Forstgehilfe hatte nun Martin verlassen, um den Bock ins Forsthaus zu tragen, und dieser hatte die Wiese verspätet, als es schon hell war, erreicht. Er stellte sich an den Rand des Waldes und blieb in der Erwartung, daß noch ein Bock ausziehen werde, wohl eine halbe Stunde stehen. Es mochte schon halb fünf Uhr gewesen sein, da zog ein Rehbock ziemlich weit aus

den Büschen am Ufer in die Wiese herein, und Martins Aufmerksamkeit war ganz auf das Wild gerichtet, als er plötzlich eine weibliche Stimme laut rufen hörte: „Ernst, obacht!“ Da krachte ein Schuß und schon fühlte er den brennenden Schmerz in der Schulter, während er nach rückwärts niederstürzte. Er hatte noch so viel Kraft, sich zu wenden, und sah nun einen Mann mit erhobener Büchse herbeilaufen. Er erkannte denselben ganz deutlich als Franz Müller aus München, alias Münchner Franz, den berüchtigten Wilderer, der in Wolfratshausen auf seine Anzeige hin zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden war.

Martin richtete sich auf, um sich mit seiner Büchse zu verteidigen, doch der rechte Arm versagte ihm den Dienst und schon war der Verbrecher ganz nahe bei ihm, als plötzlich Anna an seiner Seite erschien, ihm die Büchse entriß und auf den Angreifer anlegte.

Er habe noch gesehen, wie der Franz nach links gegen die Rottbrücke hin davonlief, dann seien ihm die Sinne geschwunden und er sei erst wieder zu sich gekommen, als Anna ihn mit Wasser, das sie in seinem Hut geholt hatte, besprengte.

Hierauf folgte die Vernehmung des Mädchens.

Anna hatte den Abend allein mit einer älteren Kellnerin im Brauhaus zugebracht. Die Bräuersleute waren auf ihrem Keller mit dem übrigen Personal, der Verkehr wegen des schönen Wetters sehr gering. Anna hatte sich wegen des rohen Benehmens einiger Burschen in die Küche geflüchtet und betrat die Zechstube erst wieder, als diese Gesellschaft das Bräuhaus verließ. Es waren ein paar ältere Männer da, welche im Erker gegen

den Platz saßen. Als Anna denselben eingeschenkt hatte, setzte sie sich ganz in die Nähe im großen Zimmer. Sie begann schon schläfrig zu werden, als sie plötzlich den Namen „Martin" nennen hörte. Sofort ermuntert, hörte sie nun deutlich, wie einer der Männer sagte: „Morgen früh macht der Franz den feinen Martin, den Förster, kalt. An der Wiesen bei der Rott paßt er ihm auf."

Sofort war Annas Entschluß gefaßt. Martin mußte gewarnt werden. Sie wußte, daß er in der Waldhütte über Nacht zu bleiben pflegte. Aber sie war nie dort gewesen, wie sollte sie die Hütte oder die Wiese finden allein in der Nacht? Auf zwei Wegen hatte sie früher allerdings den Wald durchwandert, um Obstbäume aus dem Garten ihrer Mutter in die Dörfer zu bringen. Ja, die Wiese würde sie allenfalls bei Tagesanbruch finden können. Die größte Schwierigkeit war einstweilen, aus dem Haus zu kommen, denn die anderen Kellnerinnen waren der hübschen Kleinen natürlich alle feindlich gesinnt. Sie mußte sich also mit der Kollegin, als die letzten Gäste fort waren, in die enge Dachkammer begeben und dort zu Bett warten, bis das Weib fest schlief. Dann war wieder die größte Eile nötig, wollte Anna nicht beim Verlassen des Hauses ihrer vom Keller heimkehrenden Herrschaft in die Hände fallen. Deshalb lief sie so schnell sie konnte, als wir sie im Stadtthor trafen, weil sie erst sicher vor der Begegnung war, nachdem sie dasselbe hinter sich hatte. War die Toilette in der Finsternis zuvor schon höchst primitiv gewesen, so hatte jetzt Anna durch Fromms Gewaltthat auch noch den Rock verloren. Doch

konnte sie dies nicht hindern. Auf dem Feldweg angekommen, war sie erst eine Weile im Schrecken über Fromms Angriff gelaufen und dann rasch auf dem Weg fort in den Wald hineingegangen, bis sich der Weg teilte und sie fürchten mußte, beim Weitergehen die Richtung zu verlieren und sich völlig zu verirren. Sie saß eine Weile im Moos unter den Bäumen, versuchte zu schlafen, was ihr aber, weil sie zu sehr fror, nicht möglich war. Endlich graute der Tag und nun irrte das Mädchen fast zwei Stunden auf den Holzwegen herum, ehe sie endlich in einem Augenblick den Geliebten sah und zugleich den Verbrecher, der die Büchse auf ihn im Anschlag hielt. Ein paar Minuten eher und sie hätte Martin durch ihren Zuruf noch vor dem Schuß retten können. War ihr das nicht gelungen, so hatte doch das tapfere Mädchen gleich darauf, die Büchse in der Hand, den wunden Mann vor seinem Angreifer geschützt und ihm so nach Martins Aussage bestimmt das Leben gerettet. Mit dem Ausruf „verdammte Dirne“ war der Mörder durch den Hochwald weggelaufen. Die ohnehin zweifellose Wahrheit der Aussagen der beiden Zeugen trat klar zutage, als Anna uns nun an die einzelnen Stellen führte, an denen die blutige That geschehen war. In dem grünen, dichten Moos sah man genau die Stelle, von der aus der Mann den Schuß auf Martin abgefeuert hatte, der Papierpfropfen lag noch da, der auf die Kugel geladen war. Die Fußtritte waren deutlich zu sehen, welche Franz beim Laufen gegen Martin hin hinterlassen hatte, endlich die Stelle sichtbar, wo er nach

links ausgerissen war, kaum fünf Schritte vom Standort desselben entfernt.

Als das Protokoll geschlossen und unterschrieben war, setzten wir uns, und der Doktor gab dem Mädchen aus seiner wohlgefüllten Tasche etwas Wurst und Brot und reichte ihr die mit Wein gefüllte Feldflasche. Während das Mädchen ruhig aß und trank, blickten wir alle drei, der Doktor, ich und der Kanzlist, voll Bewunderung auf das schöne, junge Geschöpf vor uns. Was hatte das arme, junge Ding alles in der Nacht ertragen und geleistet? Welcher Mut wohnte in der Seele des armen Kindes, welche Kraft in dem zarten, schlanken Körper? Die Liebe ist's, die Liebe allein zu dem jungen Mann an ihrer Seite, die sie zur Heldin gemacht hat, und sie Dinge vollbringen ließ, bei denen manch wetterhartem Mann der Mut versagt hätte.

„Aber, Fräulein Anna," sprach ich nach einer Weile, „Ihre Füße müssen ja ganz wund sein von dem weiten Weg in der Nacht."

„O nein, Herr Amtsrichter," sprach das Mädchen mit einem bitteren Zug um den Mund. „Wissen Sie, meine Herren, in meiner Familie herrscht seit vielen Jahren die Not, wirkliche, bittere Not. Da werden die Hände und Füße der Kinder hart. Hart wird der ganze Körper durch Hunger, Kälte und Arbeit. Mir braucht man das nicht so hoch anzuschlagen, was ich gethan habe, als irgend einem verwöhnten Mädchen aus wohlhabendem Haus."

„Fräulein Anna," fragte der Doktor, „hätten Sie

denn wirklich geschossen auf den Mann, können Sie denn schießen?"

„O ja," erwiderte Anna, „seitdem mein Vetter, der Gärtner, gestorben ist, hab' ich das Geschäft übernommen, mit seinem alten Zimmerstutzen die Ratten zu schießen, die aus dem Stadtgraben in unsern Garten kommen. Ich hab' ihrer schon eine Menge geschossen. Ich glaube, wenn der Kerl noch einen Schritt gemacht hätte, so wäre er jetzt tot. Ich hab' ihm mitten auf die Brust gezielt. Nicht wahr, Ernst, ich hätt' ihn nicht gefehlt?"

„Nein, mein Schatz," kam es leise von den Lippen des Verwundeten.

„Und wenn die Kugel nun doch ihr Ziel verfehlt hätte?" fuhr Doktor Fröller fort. „Haben Sie denn gar keine Angst gehabt, daß der Bösewicht Sie erschlagen würde?"

„O nein," antwortete die Gefragte. „Ich habe in dem Augenblick nur an Ernst gedacht. Wissen Sie, Herr Doktor, ich bin ein unglückliches Geschöpf. Meine sechs Geschwister arbeiten lustig barfuß im Garten, essen unter Lachen ihre Kartoffeln, nur ich, die Aelteste, die noch die besseren Zeiten erlebt hat, und die Mutter, wir weinen. Was liegt überhaupt an mir! Was kann mir das Leben anderes bringen als Elend und Schande?"

„Aber Fräulein Anna," unterbrach ich sie, schmerzlich berührt durch die bittern Klagen, „wie können Sie nur so reden?"

Der Verwundete hatte sich bei den letzten Worten des

Mädchens aufgerichtet und sprach mit leiser, aber fester Stimme:

„Meine Herren, ich habe die Absicht, Anna Obermaier zu heiraten."

Einen Augenblick leuchtete ein Freudenstrahl über die Züge des Mädchens, dann ergriff sie Martins Hand und rief in leidenschaftlicher Erregung: „Nein, Ernst, das kannst, das sollst du nicht. Du, dem alle Thüren geöffnet sind, wirst nicht ein armes barfüßiges Ding nehmen, eine Kellnerin, die ja deiner nicht mehr wert ist."

„Halt," rief nun der Doktor, „Ich protestiere gegen solche Besprechungen. Herr Martin ist schwer krank und bedarf der absoluten Ruhe."

„Ganz recht," sprach ich, „aber das bedeutsame Wort ist schon gesprochen. Herr Martin hat Ihnen, Fräulein, vor uns als Zeugen die Ehe versprochen. Sie dürfen unter keinen Umständen in das Haus, in welchem Sie die letzte Zeit gedient haben, zurückkehren."

„O wenn das möglich wäre!" sprach Anna. „Aber die Frau läßt mich nicht fort. Sie hat mich gedungen. Ich werde vor Gericht kommen und eingesperrt werden, wenn ich nicht die Zeit bei ihr aushalte."

„Das kann schon sein, daß die Brauersleute Sie anzeigen," entgegnete ich. „Aber mit Gewalt einschaffen kann man Sie nicht, wenn sie wegen Verlobung austreten. Und das Gericht spricht höchstens eine kleine Geldstrafe aus."

„Aber wie sollen wir die zahlen?" sprach das Mädchen.

„Wenn sonst Niemand zahlen will, Sie kleiner Widerspruch," erwiderte ich ärgerlich, „so zahl' halt ich."

In dem Augenblick hörten wir den Wagen kommen. Es war ein kleines einspänniges Gefährt auf Federn, mit einem guten Pferd bespannt, das uns der Junge aus dem nächsten Bauernhof geholt hatte. Der Wagen enthielt nichts als ein großes Federbett, das der Doktor zur Fahrt nach Neuötting für den Patienten bestellt hatte. Der Holzweg war zu holperig, um eine Fahrt des Patienten zu riskieren. Der Doktor zog es deshalb vor, ihn die immerhin nicht unbedeutende Strecke zu Fuß machen zu lassen. Wer hätte den hübschen schlanken Jüngling auf diesem Weg so sanft und doch so fest stützen können, als das geliebte Mädchen? Den linken Arm um ihren Hals gelegt, den rechten in der Binde, so ging Martin der Geliebten zur Seite vor uns her, Schritt für Schritt hinter dem Doktor, der den Zug anführte.

Als wir die Straße erreicht hatten, wurde vorerst das Bett in den Wagen gelegt, dann hoben wir den Patienten hinein. Neben ihm nahm das Mädchen Platz, während ich mich ihr gegenüber setzte. Martin konnte sich in dem großen Wagen ganz ausstrecken. Wir legten ihm die Pferdedecken zwischen die Sitze unter. Der Doktor mit dem Kanzlisten bestieg den Bauernwagen, und fuhr im Trab davon, während wir den ganzen Weg nach strengem ärztlichen Auftrag im Schritt zu fahren hatten. Martin wollte in das Distriktskrankenhaus in Neuötting gebracht werden, wo er die beste

Pflege finden und in Behandlung des Doktor Fröller bleiben konnte. Letzterer war deshalb vorausgeeilt, um seinen Morgenbesuch im Spital nachzuholen und die nötigen Vorkehrungen zur Aufnahme Martins zu treffen.

Der Verwundete war durch die Fußwanderung offenbar angegriffen. Er legte das Haupt in das Kissen zurück und schloß die Augen. Auch das Mädchen an seiner Seite begann einzunicken. Nach der ruhelosen Nacht forderte eben die Natur ihr Recht bei dem armen Kinde und bald ruhte sie, die Wange an das Wundbett des Geliebten gelehnt, im süßesten Schlummer. Nichts ist langweiliger als im Schritt auf einer Landstraße zu fahren, besonders an einem heißen Sommertag. Ich glaube, ich habe dem ruhenden Paar gegenüber auch dem Morpheus meinen Tribut geleistet. Wenigstens fuhr ich plötzlich auf, als wir den Wald verlassen hatten und uns die Junisonne auf die Köpfe brannte. Ich mußte nun den Wagen schließen lassen und so das Pärchen beunruhigen.

Martin setzte sich im Schatten des Lederdaches auf und begann: „Ich weiß nicht, Amtsrichter, ob Ihnen meine Familienverhältnisse bekannt sind? Mein Vater ist der Advokat Doktor Martin in München. Ich denke, daß er wohlhabend ist. Wenigstens ist er passionierter Jäger, und hat meinen zwei Brüdern, die beide Offiziere sind, früher öfter Schulden bezahlt. Ich bin ihm nie mit solchen Dingen gekommen, auch hab ich meiner Mutter, so viel ich weiß, nie Kummer gemacht. Ich denke, die Eltern werden deßhalb

mild für meine Wünsche sein. Jedenfalls ist meine Mutter eine Frau, die das Herz auf dem rechten Fleck hat. Ich möchte Sie nun bitten, ihr zu schreiben. Schildern Sie den Vorfall, wie er sich zugetragen hat, ohne meine Absicht, Anna zu heiraten, zu erwähnen. Ich denke, die Mutter wird, so bald sie die Nachricht hat, mit dem nächsten Zug reisen. Wenn sie dann hier ist, kann ich ihr alles sagen, sie wird Anna sehen und kann dann dem Vater selbst berichten. Noch eins, Amtsrichter," fuhr er fort: „Haben Sie Geld? Wir müssen doch der Frau Obermeier gleich Geld schicken, damit sie dem Löwenbräu den rückständigen Pacht bezahlen kann. Wie viel macht denn die Summe, Anna?"

„Einhundertfünfzig Mark," erwiderte das Mädchen, welches wie verklärt neben dem Geliebten gesessen war, während dieser nur von seinen Heiratsplänen sprach. „Aber," fuhr sie fort, „die Mutter muß schon über hundert Mark beisammen haben, seit dem Frühjahr."

„Ja, fünfzig Mark," meinte Martin, „könnten wir Beide ja zusammenbringen, Amtsrichter. Schauen Sie 'mal, was in meiner Börse ist? Das geben wir gleich der Anna mit, wenn sie jetzt nach Haus geht."

Ich zählte etwa fünfundzwanzig Mark dem Mädchen aus Martins Börse in die Hand.

„Das Uebrige pumpen Sie, nicht wahr, Sie guter Amtsrichter?" fuhr Martin lächelnd fort. „Und wissen Sie was? Das einfachste ist, Sie schreiben der Mutter, sie soll

dreihundert Mark zu Belohnungen mitbringen. Aber von der Hauptbelohnung, Schatzerl," sprach er und drückte dabei dem Mädchen an seiner Seite die Hand, „braucht er nichts zu sagen."

Leider war mein Geldbeutel dünn und inhaltlos.

„Die Mutter muß ja doch nach Neuötting gehen," sprach Anna, „da kann sie ja das Geld beim Herrn Amtsrichter holen, ehe sie zum Löwen zur Abrechnung geht. Ich hab' ja alle meine Sachen dort."

Durch die Nähe ihrer Krippe angezogen, hatten sich die behäbigen Braunen an unserm Wagen in etwas rascheren Schritt begeben. Wir näherten uns der Stadt und Anna wollte einen kürzeren Fußweg durch das kleine Wiesenthal einschlagen, der sie direkt nach Altötting führte.

Wir hielten an, nahmen herzlichen Abschied, und mit einem Sprung war die Kleine aus dem Wagen und lief, dem Geliebten Kußhände zuwerfend, frisch und übermütig in ihrer Glückseligkeit auf ihren nackten Sohlen dem heimatlichen Häuschen zu.

Martin verwandte kein Auge von der dahineilenden Gestalt, bis das Mädchen hinter den Büschen am Rande des Baches verschwunden war. Er wollte dann noch plaudern, aber ich gestattete es nicht. Mehr als zuviel hatte sich der Verwundete schon angestrengt, und der Doktor hatte die vollste Ruhe anempfohlen.

Endlich war die lange Fahrt überstanden. Am grünen Baum stand der Doktor, uns zu empfangen. Er setzte sich

in den Wagen, während ich verspätet meinen gewohnten Platz an der Table d'hôte einnahm.

Wahrlich, dieser Sonntag war kein Ruhetag in den Annalen des Erzählers, der als königlich bayerischer Justizbeamter doch geplagt genug ist.

Kaum hatte ich mich an der trefflichen Küche meines Kosthauses erfreut und gestärkt und saß mit dem Praktikanten Fromm in einer Fensternische, um ihm die Folgen seiner Gewaltthätigkeit zu berichten, da schritt schon der Gendarm Fürst hoch erhobenen Hauptes auf den Gasthof zu.

„Ich hab' ihn," meldete er siegestrunken, „grad wie er in den Zug hat einsteigen wollen, hamer ihn abgefaßt, der Stationsdiener und ich. Ich hab' ihn gleich in den Zug neing'setzt, der um halb zwölf von München kommt, und jetzt hamer ihn fest im Eisenhaus hier. Kommen's nur gleich mit, Herr Amtsrichter. Alles hat er uns eing'standen, der Lump. Nehmen S' gleich a Protokoll auf, na kann er uns nimmer aus."

Da war allerdings keine Zeit zu verlieren. Fromm ging als Protokollführer mit, und noch ehe es drei Uhr schlug, hatte der Unhold, der wenige Tage zuvor aus der Gefangenanstalt in Laufen entlassen worden war, das Protokoll mit dem Geständnis seiner Bluthat unterzeichnet. Ich war voll Vergnügen darüber, daß ich dem Herrn Untersuchungsrichter den Fall so glatt und sozusagen fix und fertig übergeben konnte und eilte nach Haus, um den Brief an Martins Mutter zu verfassen. Doch erwartete mich eine

ältliche Frau in der Hausthüre, blaß und ärmlich gekleidet stand sie da, folgte mir über die Treppe hinauf in mein Zimmer und wagte, den Blick zur Erde gesenkt, immer noch nicht, mich anzusprechen. In diesen bleichen vergrämten Zügen war keine Aehnlichkeit zu finden mit der schönen, jugendfrischen Tochter, deren Klugheit und Willenskraft wir heute bewundert hatten; die Frau war stumpf geworden durch das Unglück und die langjährige Not ihrer Familie.

Endlich sprach ich sie an, nötigte sie Platz zu nehmen und stellte, trotz meiner Eile, den Brief an Martins Mutter auf die Post zu bringen, einige Fragen an sie über die Vergangenheit der Familie. Ihre mit schwacher, stockender Stimme gegebenen Antworten enthielten nicht viel interessantes. Frau Obermaier war die Tochter eines aus dem Elsaß eingewanderten herrschaftlichen Gärtners. Sie war völlig mittellos und hatte außer einem in seiner Jugend etwas leichtsinnigen Bruder, der kürzlich verstorben war, keinerlei Verwandte im Land. Obermaier mußte sehr wohlhabend gewesen sein, als er sie heimführte. Sie hatte sich nie um seine Verhältnisse bekümmert, und erst als nach seinem Tode die verschuldete Apotheke in dem ärmlichen Städtchen die ganze Hinterlassenschaft bildete, war ihr das Unglück klar geworden. Erst hatte Obermaier an verschiedene Leute leichtsinnigerweise Geld ausgeliehen; zum Schluß die wenig einträgliche Apotheke viel zu teuer gekauft. Unter Thränen erzählte die arme Frau das dem Leser schon bekannte weitere Schicksal der Familie, das endlich nach dem Tode des Bruders zum reinsten Elend geführt hatte.

Ich suchte die Frau zu trösten, gab ihr das nötige Geld für den Löwenbräuwirt, und als sie dann endlich Abschied genommen hatte, war es höchste Zeit, meinen Brief zu schreiben. Ich mußte mich schon bei der Abfassung der Kürze befleißen, und als endlich das Couvert geschlossen war, eilte ich selbst auf die Bahn und war froh, daß ich ihn noch glücklich in den Postwagen des um halb 6 Uhr nach München eilenden Zuges werfen konnte. Jetzt erst war mein Tagewerk vollendet, ich war müde, und streckte bald darauf meine Beine unter den großen Tisch im Grünen Baum, wo mir Doktor Fröller ganz genau den Zustand und die Heilungsaussichten unsres Freundes Martin explizierte, zum großen Ergötzen der ob des ungewöhnlichen Ereignisses staunenden Neuöttinger Herren.

Am nächsten Morgen war ich noch nicht allzulange auf meinem Bureau, als eine Depesche eintraf, in welcher Frau Martin ihre Ankunft mit dem Mittagszug meldete. Ich verständigte den Doktor und fand mich mit ihm auf dem Bahnhof ein, um die Mutter des Freundes zu empfangen. Es war eine große, trotz ihrer fünfzig Jahre noch immer hübsche Frau, welche dem Zug entstieg und uns ohne Zeitverlust begrüßte.

Wahrscheinlich hatte ich die Verwundung des Sohnes der Mutter in der Eile gestern in zu greller Farbe geschildert, denn nach kurzem Gruß für mich legte sie sofort Beschlag auf den Doktor und bestieg mit ihm den Wagen, der sie ins Spital brachte.

Ich sah Frau Martin erst abends gegen sechs Uhr wieder, als sie, offenbar in der Absicht, mich zu sprechen, auf dem Platz vor dem Amtsgericht promenierte.

Ich machte Schluß in meiner Amtsthätigkeit und als ich die Dame auf der Straße begrüßte, sah ich sofort die Veränderung in ihren hübschen, freundlichen Gesichtszügen. Mittags war das Mutterherz von Angst und Sorge gequält gewesen; jetzt war die gute Frau beruhigt und dankte mir mit warmen Worten für meine Mitteilung und sonstige Fürsorge für ihren Sohn.

Schon nach wenigen Worten merkte ich, daß Letzterer das Geheimnis seiner Liebe nicht lange vor der Mutter hatte bewahren können.

„Sie können sich denken," so schloß Frau Martin ihre Rede, „daß ich jetzt voll Ungeduld bin, das liebe Kind zu sehen, das meinem Ernst das Leben gerettet hat. Kommen Sie, bitte, führen Sie mich hinüber nach Altötting, der Weg ist ja, wie ich höre, nicht weit."

Ich machte Einwendungen, bat sie, bis zum nächsten Tag zu warten. Es war mir ein unangenehmer Gedanke, daß die armen Leute den ersten Besuch von Martins Mutter, der für die jungen Leute von größter Bedeutung sein konnte, unvorbereitet in ihren ärmlichen Werktagskleidern empfangen sollten. Ich machte ihr deshalb den Vorschlag, Anna mit der Mutter für den nächsten Morgen zu bestellen, oder den Besuch auf den nächsten Tag zu verschieben, um den armen Leuten Zeit zu gewähren,

sich und ihr ärmliches Haus auf den Besuch vorzubereiten.

„Nein, Herr Amtsrichter,“ entgegnete sie, „das will ich nicht. Ich muß das Mädchen und ihre Familie so sehen, wie sie alle Tage sind. Die Armut der Leute kann kein Hindernis für die Verbindung sein. Wird auch,“ fuhr sie lächelnd fort, „mein guter alter Mann den Kopf schütteln über die arme Schwiegertochter, das thut nichts. Hat er doch selbst an mir keine reiche Erbin zum Altar geführt und ist doch in der Zeit unsrer Ehe zum wohlhabenden Mann geworden. Uebrigens hat mein guter Junge ganz vergessen, daß er selbst die Mittel hat, seine Braut auszustatten. Er hat als Kind eine kleine Erbschaft von einem Onkel gemacht, die sich in den geschickten Händen des Vaters ganz hübsch vermehrt haben dürfte. Nein,“ so schloß die wackere Frau ihre Rede, „auf den Reichtum der Braut verzichte ich gern, aber ordentliche, brave, anständige Leute müssen es sein, die mein Ernst in Zukunft die Seinen nennen will. Um das beurteilen zu können, muß ich die Familie und ihr Haus im Werktagskleide sehen, nicht aufgeputzt und hergerichtet für meinen Besuch.“

Während Frau Martin diese Worte sprach, hatten wir langsam unsre Schritte gegen das südliche Stadtthor gerichtet und gingen nun, die Ereignisse des gestrigen Tages besprechend, durch die schattigen Alleen auf der Höhe nach Altötting.

Obwohl ich noch nie in die nächste Umgebung des Obermaier'schen Gartens gekommen war, so getraute ich mir

doch, denselben nach Annas gestriger Beschreibung ohne Schwierigkeiten zu finden. Wir hatten kaum die ersten Häuser von Altötting erreicht, da ging rechts ein kleiner Fahrweg abwärts. Ich hörte schon hinter dichten Büschen den kleinen Stadtbach rauschen, an dem Anna ihre Schieß=übungen gemacht hatte, und schlug unbedenklich den Weg ein, der uns zum Ziele führen mußte.

Richtig, kaum hatten wir schweigend ein paar hundert Schritte gemacht, so ward schon ein alter Bretterzaun sichtbar, der den Schutz für das große Gartengrundstück bilden mußte. Noch zehn Schritte, und wir kamen an eine Thüre. Wir passierten dieselbe und standen mitten in dem großen, in unzählige Beete und Rabatten eingeteilten Gemüse=feld. Zugleich konnten wir auch die ganze Obermaier'sche Familie in angestrengter Arbeit sehen.

Es hatte seit vielen Tagen nicht geregnet. Ein Pracht=wetter herrschte für uns bequeme Spaziergänger, eine böse Zeit für Gemüse und Blumen ohne Wasserleitung. Ein junger Bursche goß die Rabatten neben uns, Frau Ober=maier that desgleichen etwas weiter weg mit einer kleineren Kanne an vertieften Kästen und ein Rudel barfüßiger Kinder schleppte ihnen die schweren Gießkannen zu.

Doch wo nahmen sie das Wasser her, und wo war Anna?

Da taucht am Rande des Uferdammes eine weibliche Gestalt auf. Sie ist's, barfuß in ihrem Werktagskleide, so

wie sie gestern den Wagen verlassen hatte. In jeder Hand trägt sie eine der schweren gefüllten Kannen.

Die Kinder haben uns erblickt und stellen, ihre erstaunten Gesichter auf uns gerichtet, ihre Arbeit ein. Einige Schritte macht Anna noch in der Richtung auf uns, dann stellt sie plötzlich die schwere Last auf die Erde und steht mit dem lauten Ruf: „Wie geht's, Herr Amtsrichter?" vor mir. „Gut, sehr gut, liebes Kind," antwortete Frau Martin für mich.

Tief errötete Anna, als ich ihr nun Martins Mutter nannte.

„Ach, Herr Amtsrichter," sprach sie leise, „warum haben Sie uns nicht sagen lassen, daß Frau Martin kommt. Ich und die Geschwister sehen ja entsetzlich aus — und auch im Haus . . . ."

„Thut nichts," entgegnete Frau Martin lächelnd, „thut nichts, liebes Kind. Ich seh dich gern so, mein fleißiges tapferes Mädchen." „Ja," fuhr sie fort, indem sie den Blick mit Wohlgefallen auf dem schönen Mädchen ruhen ließ, „das sind ja die lieben Füßchen, die für meinen Ernst so weit gelaufen sind, die kleinen starken Hände, die die Büchse zu seinem Schutz geschwungen. Macht nur Eure Arbeit fort, ihr lieben Leute, die hat der liebe Gott dem Menschen auf Erden zu seinem Glück bestimmt, sie macht euch keine Schande."

Dieser Ermahnung folgte die Familie Obermaier übrigens nicht. Die Pflanzen und Blumen mußten eben, ob des wichtigen Ereignisses, das man in Frau Martins Besuch

erblickte, einmal dürsten. (Was gar nichts geschadet hat, denn unser Hergott hatte ein Einsehen und schickte schon am folgenden Tag den für die Gärtner und Bauern so notwendigen Regen.)

Als Frau Martin sich dann mit den Frauen in das kleine düstere Gärtnerhaus begab, fing ich an, mich völlig überflüssig zu fühlen. Ich schützte deshalb eine Besorgung in Altötting vor, versprach, Frau Martin in einer Stunde wieder abzuholen und verließ den Garten. Draußen traf ich Freund Fromm, ein wohlverschnürtes Packet unter dem Arm, dessen Inhalt der aufmerksame Leser leicht erraten wird. Er übergab dasselbe einer von Annas kleinen Schwestern, die mir neugierig gefolgt war und begleitete mich in den schattigen Garten des Gasthauses zur Post in Altötting, wo wir uns Speise und Trank vortrefflich schmecken ließen. Als ich geraume Zeit darauf wieder in den Obermaierschen Garten trat, saß die kleine Gesellschaft heiter plaudernd vor dem Haus.

Frau Martin schien die Zeit nicht lang geworden zu sein, zum Abschied schloß sie Anna liebevoll in die mütterlichen Arme, und ich konnte beruhigt über das Schicksal des lieben jungen Paares mit der vortrefflichen Frau den Heimweg antreten, die, wie mir Freund Ernst vorausgesagt, das Herz auf dem rechten Fleck hatte.

Wenige Wochen waren vergangen, Ernsts Wunde war geheilt, da schritt ein froher stattlicher Hochzeitszug aus der großen Wallfahrtskirche in Altötting. Ernst Martin noch etwas bleich von dem langen Siechtum, an seinem Arm in

duftigem weißen Gewande die liebliche schlanke Braut, Anna Obermaier. Beide gefolgt von Eltern, Geschwistern, Verwandten und Freunden, traten den Weg in das Gasthaus zur Post an, wo das frohe Hochzeitsmahl unser wartete.

An den Stufen der Kirche stand die von mir bestellte Blechmusik und intonierte das alte schöne Lied:

„Das macht die Liebe ja ganz allein
Sie scheint mir tief ins Herz hinein.“

V.

Rache.

Kennst du den Hochsee, lieber Leser? Gewiß nicht; es kennt kein Mensch dieses Kleinod der Salzburger Alpen. Nur der Fuß des Jägers und des Bauern betritt die steil abfallenden Ufer des kleinen, mitten zwischen hohen Felsen und dunkeln Tannenwäldern gelegenen Sees, der, obwohl nur wenige Stunden von der Eisenbahn entfernt, doch noch unberührt ist von der gewaltigen Touristenherde, welche in unseren Tagen zur Sommerszeit die Alpen durchwandert.

Welch ein Genuß ist es, sich an einem schönen, heißen Tage, nach langer beschwerlicher Wanderschaft im kleinen Fischerboot auf den dunkelgrünen Fluten des Sees zu schaukeln, mitten in der stillen einsamen Bergwildnis!

Doch verlassen wir das Ufer des Sees, um den kleinen Bergrücken hinter dem wohnlichen Hause des Bauern und Fischers zu ersteigen, der glücklicher Eigentümer des Hochsees und seiner schuppenbekleideten Bewohner ist, dann entrollt sich vor unseren Augen ein Panorama von entzückender Schönheit. Die ganze Tauernkette, die schneebedeckten Häupter

der Bergriesen zeigen sich in nächster Nähe dem überraschten Beschauer in ihrer ganzen Pracht und Majestät.

Hier, lieber Leser, auf diesem paradiesischen Fleckchen Erde habe ich den Stoff zu nachfolgender Erzählung geschöpft. Ich hatte meine kleine Staffelei auf der einzigen ebenen Stelle der frischgemähten Bergwiese aufgestellt und noch nicht lange gemalt, als, wahrscheinlich angezogen von dem ungewohnten Anblick meines weißen Sonnenschirms, den ich zum Schutze gegen die Strahlen der Abendsonne aufgespannt hatte, sich ein Weib im Alter von etwa vierzig Jahren bei mir zum Besuche einfand. Ein Blick auf die Kleidung der Dirne genügte, um mich über die Lebensstellung derselben aufzuklären. Es war eine Sennerin aus einer der niedrigen Hütten, welche kaum ein paar hundert Schritte hinter meinem Standort am Hochberg sichtbar waren. Die Dirne befriedigte erst ihre Neugier an meiner Malerei, und ließ sich dann mit dem Bemerken, daß sie schon seit acht Tagen vergebens auf die Ankunft ihrer Colleginnen in den anderen Hütten warte, neben mir ins Gras nieder, offenbar lüstern nach einem längeren Gespräch. Neugierig und geschwätzig war die braune Moidel, eine richtige Tochter der Stammmutter Eva.

Im Vordergrund der Landschaft vor meinen Augen waren Ueberreste von Mauern zwischen einigen alten Obstbäumen unweit des Seegestades sichtbar. Auf meine Frage nach der Entstehung dieser Ruinen, sagte das Mädchen, daß sie am besten in der Lage sei, mir die Geschichte über den

Untergang des zweiten Fischerhofes am Hochsee zu erzählen, da sie damals vor fünfzehn Jahren als Magd beim Fischer Kölbl, dem Besitzer des jetzt noch stehenden Fischerhofes gedient habe. Beim Maier habe man den zweiten Hof geheißen. Der letzte Besitzer habe die ohnehin kleinen Felder vernachlässigt und sich nur mit der mit dem anderen Hof gemeinschaftlichen Fischerei im Hochsee beschäftigt.

Nun folgte eine Erzählung, bei welcher mir unwillkürlich Stift und Pinsel aus der Hand sanken. Und doch (die Natur fordert eben ihr Recht, wenn der verweichlichte Städter um vier Uhr Früh seine Wanderung angetreten hat) erlebte ich das Ende der interessanten Geschichte nicht, sondern schlief im Schatten eines aus der Wiese hervorstehenden Felsstücks sanft ein. Als ich nach langem Schlummer wieder erwachte, war ich allein, die Sonne war hinter den Gipfeln der Berge verschwunden und ich wußte wirklich nicht mehr, was in der Geschichte der Afra aus der Erzählung der braunen Moidel stammt, und was mir ein bloßes Traumgebilde im leichten Schlummer eingeprägt hatte.

Fischfang.

Es war eine schöne aber kalte Nacht im September 1882, alles schien im Fischerhof beim Maier zu schlafen, da trat ein großer Mann aus dem dunkelen Schatten unter der niedrigen Altane des alten Holzhauses hervor. Er setzte einen Holzblock unter den Rand der Laube, bestieg denselben und schwang sich mit einem Ruck hinauf auf die Brüstung.

Hier umfingen ihn die weichen Arme einer Frau, welche offenbar auf ihn gewartet hatte. Sie zog ihn an sich herein in die Dunkelheit der Laube, und in zärtlichster Umarmung hielten sich die Liebenden hier umschlungen, bis (der abnehmende Mond war eben über den Rücken des Hochkopels herausgetreten) eine rauhe weibliche Stimme im Bodenraum „Afra" rief.

Noch ein Kuß, und die Liebenden trennen sich. Afra eilt lautlos auf ihren nackten Sohlen hinunter auf den Vorplatz, wo sie wenige Augenblicke später der Bauer, der mit seinem Weibe zum nächtlichen Fischfang ausgeht, an der Hausthüre findet. Die Beiden gehen in schweren genagelten Schuhen, warm angezogen, in die kalte Herbstnacht hinaus, während die Dirne, nur mit Hemd und kurzem Rock bekleidet, barfuß voranschreitet. Der Bauer hat gesorgt, daß das arme Weib nicht friert, indem er es mit Netzen, Rudern und allen zum Fischen nötigen Dingen gleich einem Esel beladen hat. Noch ist die erschreckte Dirne atemlos, sie strauchelt im Abstieg zum See auf den rauhen Steinen, da empfängt sie einen wohlgezielten Fußtritt von der hinter ihr gehenden Bäuerin. „Heb die Bein auf," ertönt die rauhe Stimme wieder, „faul's Luder."

Am Ufer angekommen, schürzt sich Afra auf und geht ins Wasser, um die beiden Kähne, die außen an Pfosten hängen, ans Ufer zu ziehen. In einem derselben nimmt der Bauer, in dem anderen die Bäuerin mit dem Mädchen Platz. Letzteres rudert mit kundiger Hand kräftig in den

See hinaus, ohne der eiskalten Luft zu achten, die über ihre unbedeckten, vor Nässe triefenden Beine streicht. Nun wird das lange Schleppnetz zwischen den Kähnen ins Wasser geworfen. Der Bauer hat dasselbe um den Leib gebunden und rudert dabei stehend, während seine Frau die Leinen in der Hand hält und Afras Ruder das Boot bewegen. Keines Wort's bedurfte es dabei, um der an diese tägliche Arbeit gewohnten Dirne Richtung und Maß der Schnelligkeit anzugeben. Lagen doch Afras nackte Füße vor der Frau, welche mit einer Berührung derselben mit ihren Nagelschuhen den leisesten Fehler im Rudern corrigierte.

Lange pflegte die Fahrt zu dauern, besonders wenn der Fang kein ergiebiger war. Keiner der beiden Eigentümer des Sees wollte damals etwas für die Fischzucht aufwenden und jeder suchte ohne Rücksicht auf die Besatzung, so viel als möglich herauszufangen. Da wurde dann im Herbst die Beute immer geringer, was aber die eifrigen Fischer nicht hinderte den Versuch fast täglich zu erneuern.

Es scheint, daß das Ehepaar öfters seinen Ingrimm über das stets wieder leer aus dem Wasser gezogene Netz an der unschuldigen Afra auszulassen pflegte. Wenigstens hörten die Bewohner des Kölbelhofes damals häufig ein jämmerliches Schmerzensgeschrei über den See herüber erschallen, da, wo die Maier fischten. Sie nahmen wohl nicht mit Unrecht an, daß die Frau ihrer Gewohnheit, die arme Afra auf dem festen Lande zu schlagen, auch auf dem See nicht untreu werde.

Auch in der heutigen Sonntagsnacht soll der Fang im See kein guter gewesen sein. Als es deshalb zu tagen begann, führte der Fischer die Dirne durch den Hochwald einen kleinen Forellenbach entlang und ließ sie dort am Ufer mit der Weisung stehen, auf das durch einen Pfiff zu gebende Zeichen, ihnen die Fische ins Netz zu treiben. Ruhig sitzt das arme Mädchen im eiskalten Herbstnebel am Ufer, eine lange Gerte in der Hand und wartet, bis der gellende Laut ertönt, dann steigt sie hochaufgeschürzt ins Wasser und beginnt, unbekümmert um die spitzen Kieselsteine unter ihren nackten Füßen, rechts und links ins Wasser schlagend, ihren langen Weg in den eiskalten Fluten. Am Ende des Baches kauert der Fischer und sein Weib hinter Büschen, ihre Netze in der Hand, warten sie voll Ungeduld auf die erste, in einen kleinen Tümpel hereinschießende Forelle. Richtig, da fährt eine herein und mit einem Ruck hebt die Fischersfrau ein schönes Exemplar seiner Gattung aus dem Wasser heraus. Es kommen noch mehrere; doch wir wollen die armen kleinen Tiere, die munter in ihr Verderben eilen, verlassen, und uns zu Afra, der Treiberin wenden, welche eben jetzt aus dem Walde tritt, in dem Augenblick, in dem die ersten Sonnenstrahlen den dichten Herbstnebel zerstreuen. Es ist ein schönes großes Mädchen, das in dem seichten Wasser des Baches hinschreitet, kräftig und stark gebaut und doch schlank. Aber warum ist sie in dem seichten Wasser bis an die Kniee aufgeschürzt, warum hebt sie die nackten Füße so hoch, warum hält sie das Haupt so starr, ohne auf ihren Pfad zu sehen?

Noch wenige Schritte macht das Mädchen, ihr schönes Antlitz, ihre regelmäßigen Züge werden sichtbar und das Rätsel ist gelöst. Blind ist sie, blind, und nicht in der Art, daß Operationen, Gläser helfen können. Nein, die Augenlider liegen tief in den ausgelaufenen Höhlen, da giebt es keine Hilfe, keine Rettung. Ewige dunkele Nacht für immer ist das Los der Unglücklichen. Wie aber ist das Unglück geschehen, wie hat das arme Kind das Augenlicht verloren?

Diese Frage hatte zwanzig Jahre früher die verzweifelte Mutter unter Händeringen und bitteren Thränen gestellt und keine Antwort bekommen. Ja, die Arme hatte ihren Säugling eine Zeitlang allein vor dem Haus in seiner Wiege stehen lassen und war erst auf sein klägliches Schreien von der dringenden Heuarbeit herbeigekommen.

Hatte ein Adler aus den Lüften das Kind geblendet, oder der sonst so gutmütige Haushahn demselben die Augen ausgehackt? Man hat es nie erfahren.

Afras Eltern starben früh. Ihre einzige Schwester war um fast zwölf Jahre älter, als die arme Blinde. Sie heiratete den jetzigen Fischer. Allein, noch ehe Afra das schulpflichtige Alter erreicht hatte, starb ihr die Schwester nach kurzer und kinderloser Ehe.

Die jetzige Maierin war eine tüchtige wohlhabende Person, welche ihrem Manne mehrere Kinder schenkte und deren einziger Fehler ihre Grausamkeit gegen die arme blinde Schwägerin ihres Mannes war. Erst wußte sie die Unterbringung des armen Mädchens in einem Blindeninstitut zu

verhindern, dann verkürzte sie ihm so viel als möglich jeden Schul- und Religionsunterricht und als endlich die Schulzeit vorüber war, waren ihre Grundsätze bei Afras Haltung „schwere Arbeit, wenig zu essen und viel Schläge."

Mehr als ein Dutzend Forellen zappelten im Netz der Fischersleute, als endlich Afra, bei ihnen angekommen, dem Bett des kleinen Baches entstieg.

Der Fischer setzte der Dirne einen alten grünen Filzhut auf das verrauffte hellblonde Haar, das sie halblang abgeschnitten trug. Hatte die Blinde nie den langen Zopf, die Zierde des Weibes getragen? O ja, aber zwei Jahre vorher hatte derselbe seinen Weg nach dem benachbarten Gastein in der Hand der Schwägerin genommen und war dort um den vierten Teil seines Wertes in einen Friseurladen gewandert. Wer weiß, wo jetzt Afras lange goldblonde Haare das Haupt einer stolzen gefallsüchtigen Dame schmücken?

Zur Heimkehr setzte sich das Ehepaar bequem auf die Sitzbank, der rudernden Dirne gegenüber und überließen es den Bemühungen derselben, beide Kähne samt Inhalt in den Hafen zu befördern.

Ob sie unterwegs wohl ihrer abgehärteten fleißigen Treiberin gedankt haben werden?

Wir möchten es bezweifeln; wenigstens sollen die Dirnen beim Kölbel damals das laute Lachen des Weibes aus den nahe am Haus vorbeifahrenden Fahrzeugen gehört haben, und am selben Tage beschenkte die Frau die Gemeindearme

von St. Blasien mit dem letzten Paar Schuhe, die Afra gehört hatten.

Sonntagsfreuden.

War die arme Blinde schon immer im Fischerhause schlecht behandelt worden, so hatte sich ihre Lage bedeutend verschlimmert, seitdem die Schwester der Frau bleibend in das Haus ihres Schwagers gezogen war. Cresenz ersetzte seit etwa drei Monaten vor Beginn dieser Erzählung im Fischerhause den Knecht, den man früher gehalten hatte. Sie war eine tüchtige arbeitsame Person, aber boshaft und roh der armen Blinden gegenüber. Unter dem Vorwand, die blinde Hausgenossin zur Stallarbeit anzulernen, schlug Cresenz, die starke Bauerndirne, sie täglich unbarmherzig. Unter dem Vorwand des warmen Stalles ließen die Schwestern ihr Opfer trotz der Kälte barfuß gehen und seine Blöße nur notdürftig bedecken. Doch was machte sich das seit ihrer frühesten Jugend an Mißhandlungen aller Art gewöhnte Mädchen aus den vermehrten Schlägen, die sie empfing, was fochten die rauhen Lüfte die Blinde an, welche dem entwickelten Tastsinn ihre nackten Füße die Freiheit der Bewegung verdankt? Nichts!

Als am darauffolgenden Sonntag die Mägde bei Kölbel frühzeitig in ihrem schönsten Putz den Gang in die Kirche antraten, tönten vom Maierhause herüber die einfachen Weisen eines Landlers. Afra, die Blinde, sang mit eigentümlich tiefer Stimme die volkstümliche Melodie in den kalten grauen

Herbstnebel hinaus, während sie ihrer gewöhnlichen Sonntagsbeschäftigung oblag, vor dem Kirchgang die Stiefel aller Hausbewohner glänzend zu wichsen.

Barfuß im kurzen Stallrock stand die Dirne, den Kopf hochtragend, ein frohes Lächeln auf den Lippen vor dem Haus, als die beiden Mägde vorbeikamen. Hätte Afra Augen gehabt, man hätte dem Glanz derselben heute die Glückseligkeit angesehen, in die auch dies vom Schicksal und den Menschen so grausam mißhandelte Geschöpf von der Allgewalt der Liebe versetzt worden war.

„Afra, gehst mit in Kirch?" lautete die Frage, die die Moidel an die Stiefelputzerin richtete.

Diese war der Antwort überhoben, da eben Cresenz, der Hausfrau gebietende Schwester in der Hausthür erschienen war, und an Stelle der Blinden erwiderte:

„Was wohl das blinde Luder in der Kirch machet! Sie sicht ja do net, was drin g'schicht; na, die bleibt schö daheim. Mir samer gest' nimmer zum Putzn koma, da kanns schö barfuß Boden reibn, des is a Gschäft für blinde Menscher."

„Aetsch blinder Kix," sprach Moni, die ältere Magd, „zieh der nur kein Schiefer ei i die Haxen bei dein Gebet, dein kniefälligen."

Inzwischen hatte Cresenz sich auf der Bank vorm Haus niedergelassen und ließ sich von der vor ihr knieenden Blinden die blank gewichsten Schnürstiefel anziehen und einschnüren.

„Heut is Markt in Blasi drunt," sprach Moidel,

„gehst später abe Afra und kafst da a paar Stiefel fürn Winter.“

„Haha,“ kicherte Cresenz, „wo m'r wohl im ganzen Land 'n Loast findet für die broatn Treter vo der barfüßign Dirn? Na, d' Schwester hat ihr a paar ganze Holzschuh bstellt beim blindn Mathisn, die kostn fufzig Kreuzer sonst und haltn dreiß'g Jahr, weil ers hübsch schwar macht. Die machtr um vierz'g, weil ers für die Haxn net fei aushobeln derf, daß ihr 's bloßfußi gehn besser schmeckt, der feine Dirn.“

„Aetsch Afra,“ rief die Moni, „schau nur, daß d' es heut no kriegst, deine Holzschuh, na kannst tanzn dermit beim Wirt unten mit dein Schatz.“

Höhnisch lächelnd sprach Cresenz: „Na, von Ostern bis Allerheiligen bleiben der Dirn ihre Füß nacket. Weil m'r aber grad vom Tanzen reden, Afra, du wirst net tanzn. Wo möcht wohl a Bursch des dreckige Mensch? Aber was anders wird tanzen, lusti auf dir. J bring d'r was mit vom Markt, Afra. Des hab i angschaft bei mein Vetter n' Fleischhauer. Weißt, des is a bisserl länger wie mei Arm und so dick, wie a Finger und des macht a Musi, wenn m'r 's schwingt, die wird d'r g'falln, Dirn. Erratst es, was des is? An Ochsenfiesel is, a schwerer. Ui, da wirds pfeifen, 's Luder, wenns Hieb setzt auf die nackete Haut!“

„Cresenz, geh schrei mer a mal, wenns recht Stricksen kriegt, des möcht i sehn,“ schrie Moni. „Wo hats denn die letzte naufkriegt, 's Luder, zeig mr's Cresenz.“

„Gehts, laßts doch die arme Dirn in Ruh,“ sprach Moidel in dem Augenblick, als die beiden Weiber mit rohen Händen die noch immer knieende Blinde entblößen wollten.

Da ertönte eben zur rechten Zeit die Stimme der alten Kölblin, welche mit ihren Söhnen auf dem Gang zur Kirche vorbeikam. „Marschirst net nei,“ rief sie, „schamlose Dirn.“

Afra sprang auf und wurde an der Hausthür von der Mairin empfangen, welche das unschuldige Opferlamm mit kräftigen Fußtritten ins Haus hinein beförderte.

Auf dem weiten Kirchgang schimpfte Cresenz weidlich über die Blinde, dichtete ihr Faulheit, Bosheit und Hinterlist an und bewies unter allgemeiner Zustimmung die Notwendigkeit empfindlicher Leibesstrafen für sie.

Versteckenspielen.

Moidel hatte in der letzten Zeit Unglück in der Liebe gehabt. Sie fühlte deshalb keine Lust, in St. Blasien das Markt- und Tanzvergnügen mitzumachen, trug sich selbst der Bäuerin als Hüterin des Hauses an und machte sich gleich nach der Kirche auf den Heimweg. Als sie aus dem Wald heraustrat, sah sie Afra, wie sie im hellen Sonnenschein am Seeufer nach ihrer schweren sonntäglichen Hausarbeit eine Waschung an sich vornahm. Schon hatte die Dirne mit dem den Blinden eigenen scharfen Gehör die nahenden Schritte vernommen. Sie entstieg dem kühlen Wasser und ging langsam auf dem schmalen steinigen Pfad dem Maier'schen

Hause zu. Da rief Moidel sie an und raschen Schritt's eilte die Blinde auf die heimkehrende Magd zu.

„Moidel," sprach sie mit ihrer tiefen Stimme und streckte dem Mädchen ihre braunen rauhen Hände entgegen. „Liebe Moidel, du hast mi heut in Schutz gnoma vor die bösen Weiber. I dank d'r schön!"

Die Moidel ergriff freundlich die Hände der Blinden, zog das arme Geschöpf an ihre Brust und gab ihr einen Kuß.

Ja, in der Kirche war dem guten Mädchen erst klar geworden, wie schlecht sie alle handelten, die stillschwiegen bei der scheußlichen Behandlung des armen blinden Geschöpfs, und nur höhnische Worte und spöttisches Lachen für die Mißhandelte übrig hatten.

Die Blinde war einen Augenblick wie erstarrt vor Staunen über die ungewohnte Liebkosung, dann schmiegte sie sich nochmals eng an die neue Freundin an und begann, die Worte „mein' liebe Moidel" öfter wiederholend, leise die Gestalt und das Angesicht des Mädchens zu betasten. Ja sie wollte durch das Gefühl ihrer Hände erkennen, die arme Blinde, wie die aussehe, welche ihr einzig und allein in ihrer Umgebung freundlich entgegenkam.

„Geh mit mir hoam," sprach Moidl, „die Hausleut bleim heut drunten bei der Tochter, da is blos der thorete Hans derhoam, der irrt uns net, da könn m'r plauschen."

Mit einem kleinen Umweg, um das Maier'sche Haus zu vermeiden, gingen die Mädchen Hand in Hand zu Kölbel

hinunter, wo Moidel das von der Bäuerin vorsorglich warm gestellte Mittagsmahl einnahm, dann ihren Sonntagsstaat ablegte, um dem harthörigen Hirten beim Austreiben des Viehs auf die Weide behilflich zu sein. Als die schönen scheckigen Kühe den wohlbekannten Weg nach ihren Weideplätzen angetreten hatten, setzten sich die Dirnen zusammen in der vom erloschenen Herdfeuer und den Strahlen der Sonne, welche heute nach mehreren kalten Herbsttagen wieder einmal warm und freundlich schien, durchwärmten Wohnstube auf die lange Bank an der Wand und begannen zu schwätzen.

Wovon plauderten sie wohl, die beiden in der Blüte des Alters zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Jahren stehenden Mädchen? Erst von Afras trauriger Lage im Maier'schen Haus und dann von der Liebe.

Eben wollte die Blinde mit flüsternder Stimme von ihrem „Stefan" der Freundin erzählen und schmiegte sich zum leichteren Verständnis ganz nahe an dieselbe, da wurden Schritte vor dem Hause laut. Mit einem Sprung war Afra unterm Tisch und verkroch sich unter die Bank hinter Moidels lange Röcke. Eben trat die gefürchtete Maierin ein, als Moidel noch rasch einen Rock, den sie zum Ausbessern herbeigebracht hatte, auf Afras nackte Füße, welche keine Deckung gefunden, herabwerfen konnte. Da stand die Frau in vollem Sonntagsstaat und bat die Magd, zu ihr heraufzukommen, um, während sie nach Blasien ginge, ihre Kinder zu hüten.

Doch Moidl ließ die Maierin gar nicht ausreden. „Fallt m'r net ei," sprach sie, „thuts nur selber Obacht gebn, auf enkere Ramga. Wenn i mi hätt plagn wolln, na wär i selber unt bliebn und tanzet nacher bein Wirt. Ich muß mei Sach zsammflicken und möcht mei Ruh ham."

„So," sprach die Maierin ärgerlich, „aber Moidl, hast des blinde Luder, die Afra, net gsehn. Die braucht wieder a rechte Tracht Schläg, weil's net derhoam bleibn kann."

„Na," erwiderte Moidl, „i kümmer mi net um enkere Kinder und net um die Afra. Aber hört's Maierin, macht's es net gar z' arg mit dera, sonst kanns do no passieren, daß a mal der Gensdarm raufkimmt."

„Was," rief wütend die Frau, welche von dem grellen Sonnenlicht geblendet, glücklicherweise nichts unter der Bank wahrnehmen konnte, und wollte eben gröblich gegen die junge Magd zu wettern anfangen, da erhob sich Moidl und zeigte mutig mit der Hand auf die Thür. Zugleich stellte sich auch der zottige Haushund knurrend gegen die Fremde, und so fand es das böse Weib für geraten, unter laut hörbaren Schimpf- und Scheltworten den Rückzug anzutreten. Erst, als der letzte Laut verklungen war, verließ die arme Afra ihr Versteck, fiel ihrer mutigen Verteidigerin um den Hals und überhäufte sie mit Liebkosungen.

Moidl hatte das Zittern des armen Geschöpfes während der Unterredung mit deren gestrengen Herrin deutlich gefühlt. Afra drängte fort aus der Stube, wo sie sich nicht mehr sicher fühlte und so suchten die Dirnen die enge Magdkammer

im Obergeschoß auf, um bei fest verriegelter Thüre das unterbrochene Gespräch fortzusetzen. Auf Moidls Frage, ob die Blinde nicht doch lieber schnell heimgehen wolle, sagte diese mit einem trüben Lächeln: „O nein, i muß mit dir ferti sprechen, Moidl. Hieb krieg i jetzt allemal, schwere Hieb. Käm i jetz z'Haus, wars no schlechter, da werat i zwoamal g'schlagn.“

Ruhig streckte die große Dirne sich auf Moidls weichem Federbette aus und erzählte der bei ihr sitzenden Freundin den kleinen Roman ihres Lebens, der sich in den letzten Wochen abgespielt hatte. Wie der schöne schlanke Mann zu ihr gekommen war, wie er erst leise geklopft hatte mitten in der Nacht, wie er zum erstenmal sie durchs Fenster geküßt und endlich auf der Altane in seine Arme geschlossen habe.

Die ganze Glückseligkeit einer späten ersten Liebe kam in den einfachen Worten des blinden Mädchens zum Ausdruck, der Rausch der Leidenschaft war in den verklärten Gesichtszügen zu lesen, so daß Moidl nur zögernd, nachdem ihr Gast schon lange geendet hatte, mit der Frage, wer denn der beglückte Liebhaber sei, Afra aus dem Reich der Träume in die prosaische Wirklichkeit zurückzurufen wagte. Die einfache praktische Moidl war starr vor Staunen über die mangelhafte Auskunft, welche die verliebte Freundin ihr geben konnte. Außer den Vornamen ihres Freiers wußte sie nichts von demselben. Weder Stand noch Wohnort waren ihr bekannt. Recht weit, meinte sie, müsse er her sein, weil er immer so spät in der Nacht komme, und nie voraussagen

könne, an welchem Tage. Ein Jager, meinte Afra, müsse er sein, weil er immer etwas im Holzstoß verstecke, ehe er zu ihr käme.

„Aber Kind,“ rief Moidl entsetzt aus, „das ist ja gräßlich, daß d' gar nit weißt, wer dei Liebhaber is. Der Mann macht di unglücklich und laßt die nacha sitzn. O, armes Kind, wie werdens dirs erst machen, wenn noch zu all dein Elend die Schand komma sein wird?“

„O Moidl,“ sprach ruhig und sicher Afra, „er wird mi gewiß heiraten, der Stefan; er is so gut, so lieb! und dann hab i ja tausend Gulden auf dem Haus.“

„Das ist z' weni,“ entgegnete die erfahrene Magd. „Ich glaub's nicht, daß di einer heiraten wird. Ein Armer kanns nit. Du bist ja zu gar nichts recht z'brauchen. Denk nur, wennst Kinder kriegst, müßts euch eigens jemand halten, der aufschaut auf sie. Und ein Reicher, der heiratet di nit wegn dem Gered' der Leut', und weilst zu schreckli aussiehst. Arms Kind, mach dir kei Hoffnung, 's ist nit mögli, glaub mir.“

Nun bemühte sich Moidl, der Freundin die Notwendigkeit klar zu machen, die leichtfertig angefangene Liebschaft sofort ganz abzubrechen.

„A Lump is er,“ sagte sie, „a Wildschütz ganz gwis, wenn er sei Büchs im Holz verbirgt. A Jager thut des nit. Hat er dir denn 's Heiraten gwis versprochen?“

Als Afra auf diese Frage die bestimmte Antwort schuldig blieb, suchte Moidl ihr die Verwerflichkeit ihres

Liebeshandels vom religiösen Standpunkt aus zu beweisen und schloß mit der Aufforderung an Afra, auf Mittel zu sinnen, um dem schrecklichen Aufenthalt bei den Maiers so bald als möglich ein Ende zu machen.

Das blinde Mädchen hatte traurig das Haupt während Moidls letzten Worten zwischen die rauhen Hände gelegt, jetzt erhob sie sich und sprach kopfschüttelnd: „Moidl, liebe Moidl, es geht nit. I versteh di nit. I kann den Stefan nit lassn. Und was soll denn da schlechts dran sein, wenn m'r uns lieb habn, so lieb! Und wenn mi mei Stefan nit rausführt aus dem Haus, na wer i wohl drin bleibn mei Lebn lang. Weißt, du wirst es vorhin gmerkt habn, wi i zittert hab unter der Bank. Mit der Frau da kann i ka Wort redn. I hab zuviel Angst vor ihr. Seit i denk, zitter i vor an jedn Wort, was m'r sagt. Und bracht m'r mi hi wo immer, sie holet mi wieder, i könnt net widerstehn. Aber recht wirst wohl habn mit der Heirat. du g'scheite, du tapfere Dirn. Ja, wenn i so war wie du! na war's leicht."

Noch einmal wollte Moidl versuchen, dem armen Geschöpf das unchristliche und sündhafte ihrer Handlungsweise zu erklären, doch Afra unterbrach sie. „Gib d'r ka Müh," sprach sie, „i versteh's ja do net. I hab nie was begriffn von dem Zeug, scho in d'r Schul net, und die Cresenz hat ganz recht, wenn's mi nimmer in Kirch geh laßt. Es is wirkli für nix gut. Aber weilst so engelsgut für mi bist," fuhr sie fort und griff liebkosend nach der

Hand der sich betrübt abwendenden Magd, „und i ja do wahrscheinli mei Lebtag so bleibn wer, dabei hob sie einen ihrer nackten Füße in die Höh, so möcht i dir no was schenken. Geh nüber, hintern klein Heustadel bei d'r Hollerstaudn da hängt scho lang a alter Imbenkorb. Da hab i im Winter a klan's Schachterl nei versteckt mitn letztn, was i von meiner selign Schwester hab. Sei so gut, hols her, Aber bloßfußi mußt hingeh, weils recht sümpfti is dort."

Moidl machte keinen Versuch mehr, die arme vernachlässigte Blinde über die Grundsätze in der Religion zu belehren. Wie konnte sie, die arme ungebildete Bauernmagd hoffen, bei der Erwachsenen den Unterricht in wenigen Minuten zu ersetzen, der absichtlich von bösen Menschen dem Kinde vorenthalten worden war. Von Geschenken wollte sie übrigens nichts wissen, die gute Dirne, erklärte sich aber bereit, die Sachen zu holen, um sie für Afra aufzubewahren. Sofort streifte sie die blendend weißen Sonntagsstrümpfe von den Beinen und begab sich barfuß an die von Afra so genau und richtig beschriebene Stelle, daß sie sofort das Gesuchte fand und mit einer altväterischen Holzschachtel in der Hand, nach wenigen Minuten wieder lautlos die Magdkammer betrat. Lautlos, denn beim ersten Blick im Eintreten hatte die Magd gesehen, daß ihr Gast auf dem Bett sanft eingeschlummert war. Als sie ans Fenster getreten war, um den zweiten Flügel zu öffnen, da ertönte laut und deutlich vernehmbar der Knall eines Schusses aus den Schluchten des Hochbergs. Die Schläferin fuhr leise empor und lächelte

sanft im Schlaf. Sie dachte wohl an den Geliebten, den Jager, der draußen die Gemsen erlegte. Moidl warf noch einen Blick auf die Schläferin, die jetzt, wo durch die geschlossenen Lider ihre Blindheit verdeckt war, einen lieblichen Anblick bot und ging in die Küche, um für sich und ihren Gast Kaffee zu kochen.

Kaum hatte sie das Geschäft beendet, so hörte sie oben die Thüre gehn und bald sah sie Afra über die Treppe herabkommen, ihr Eigentum in der kleinen Schachtel in der Hand tragend. Erst mußte nun die Hausthüre geschlossen werden, dann kramte die Blinde, während Moidl den Kaffee einschenkte, ihre Herrlichkeiten auf dem großen Tisch aus.

Es war nicht recht viel Wertvolles in der Schachtel. Eine silberne Kette, ein paar Schaumünzen, wie sie die Dirnen in der Gegend am Mieder tragen, dann kamen Schuhbänder und Riemen zum Vorschein, endlich zog Afra noch ein paar purpurrote seidene Strumpfbänder hervor. „Sichst Moidl," sprach sie, „die g'hörn für di. Wer weiß, helfn's d'r zu an Bräutigam, wannst's am Tanzboden auf deine weißn Strümpf tragst. I brauchs nimmer, i hab ja kan Strumpf mehr und na kann is a net leidn. Weißt, wie vor Ostern die Cresenz zum erstnmal bei uns war mit ihre zwei Basn, da hams 'es in der Schachtel bei mir gfundn. Na hams m'rs anzogn auf meine nackatn Bein, und wie i ihna nacher barfuß 's Essen hab auftragn müssn, ham's mi a rotseidene Wildsau g'heißn und mi so viel verspott, bis i endli an Teller zamgschlagn hab. Nacha hams mi packt,

die Weiber, und die Cresenz hat mi 's erstemal g'schlagn. Nimm die ganz Gschicht, Moidl, i hab ka Mieder mehr, kane Schuh, alls hams m'r weggnoma, die bösn Weiber."

„Des kannst alles leicht wieder kriegn," sprach Moidl und streckte den eigenen nackten Fuß neben dem der Freundin aus um das Strumpfband zu probieren. Ui, war das ein Abstand, der braunrote unförmlich große Fuß der Blinden und ihr eigener, wohlgeformter, nur leicht gebräunter Fuß. Mit der Hand befühlte sie noch die eigene Fußsohle und die der Freundin. Ja, das war ein Unterschied, wie zwischen der Pfote eines Schoßhündchens und den Pranken eines reißenden Wolf's. Jetzt verstand sie, warum Afra sich nie beklagte über die Nacktheit ihrer Füße, und munter dahinschritt über Fels und Stein.

„Ja, 's barfuß gehn hat m'r d'Schwägerin glernt," sprach Afra lächelnd, „Thränen hats viel kost. Aber jetzt machts m'r nix mehr. Nimm nur den Schuhzeug alln, Moidl, i brauch nix mehr."

Moidl nahm die Strumpfbänder und einiges andere dankend an sich. Das übrige wollte sie eben wieder in die alte Schachtel packen, da fand sie am Boden derselben noch ein Papier. Das war der Hypothekenbrief, für die tausend Gulden, die für Afra auf dem Maierhof versichert waren.

Während nun die Dirnen ihren Kaffee schlürften, las Moidl langsam und unter vielen Schwierigkeiten der reichen und doch so armen Freundin das eng beschriebene Dokument ihres Reichtums vor.

Doch verlassen wir die beiden Mädchen, um einen Ausflug zu machen in die steilen Felsschroffen des Hochbergs. Eben kracht dort oben der Büchsenschuß, und ein starker Gemsbock stürzt verendend von einem Felsvorsprung auf die rauhe, thalwärts abfallende Lahne. Im selben Augenblick springt ein Bursche aus einem dichten Latschenbusch heraus. Er tritt, Büchse und Bergstock zurücklassend im hellen Sonnenschein auf den Bock hinzu und beginnt ruhig, denselben waidgerecht aufzubrechen, ein übermütiges Lächeln auf den Lippen. Ja heute hielt der schwarze Stefan, der glückliche Schütze war nämlich kein anderer, als Afra's Liebhaber, keine besondere Vorsicht bei Ausübung seines lichtscheuen Gewerbes für nötig. War doch der alte Förster krank an der Gicht, und von dem übrigen Personal, das die reiche Wildbahn dieser Berge zu hüten hatte, kein Besuch zu erwarten, weil sicherem Vernehmen nach der hohe Jagdherr selbst heute seinen Einzug in das schöne Jagdhaus in Böckstein halten sollte.

Doch plötzlich fährt der schlanke Bursche auf. Ein leises Geräusch hat sein Ohr getroffen, und eben taucht hinter dem Platz, von dem aus er den glücklichen Schuß gethan, der Kopf eines Mannes aus den Legföhren auf. Maschinenmäßig bückt sich der Bursche, um seinen Stutzen zur Verteidigung von der Erde aufzuheben, da fällt ihm erst ein, daß er die Waffe zurückgelassen, und da eben links von ihm zwei, nein gar drei Männer sichtbar werden, so eilt er in großen verzweifelten Sprüngen fort, um hinter den nächsten Felsen Deckung zu finden.

Mit beiden Händen zieht der Bursche die Joppe über den Kopf, denn das Zuchthaus winkt dem schon dreimal verurteilten Wilddieb, wenn ihn die Verfolger erkennen. Nun beginnt eine Jagd auf Tod und Leben. Erst wendet sich der Verfolgte bergauf, eine Kugel pfeift ihm am Ohr vorbei, doch er eilt nur um so mehr, die schützenden Felsen zu erreichen. Vier gegen einen, das Spiel ist zu ungleich, er muß sich abwärts wenden, wenn ihm auch oben in den Schroffen sicheres Versteck in der Nähe winkt. Der Atem könnte ihm ausgehen und dann wäre er verloren. Hinunter fliegt er, über die steile rauhe Bahn. Sie folgen, die Jäger, doch der freie Sohn der Berge, den weder Büchse noch Rucksack belastet, ist ihnen an Schnelligkeit überlegen. Nochmals senden sie dem Flüchtling eine Kugel nach. Doch diese verfehlt weit ihr Ziel und mit einem lauten höhnischen Lachen erreicht Stefan den Bergwald, der ihm augenblickliche Sicherheit gewährt. Einen Augenblick verweilt der Mann, um nach dem furchtbaren Abstieg im vollen Lauf Atem zu schöpfen, dann zieht er schnell die groben Bergschuhe aus und eilt in völlig veränderter Richtung St. Blasien zu, durch den Wald weiter. Noch immer glaubt Stefan, die Verfolger zu hören. Vorwärts geht's im Lauf durch den schütteren Wald bergab. Steine, gefallene Stämme, dichter Unterwuchs hemmen immer wieder die Schritte des Flüchtlings, bald nach rechts, bald nach links muß er ausweichen, bis er endlich auf einer Lichtung stehen bleibt, um im wohlbekannten Walde die Richtung auf Blasien wieder

zu finden, die er gänzlich verloren hat. Da plötzlich sieht Stefan einen sanft an einer Ahorngruppe angelehnten Fichtenstamm. Der Sturm hat die alte Fichte gehoben und ihm in der Anlehnung derselben an die dichtbelaubten Bäume ein willkommenes Versteck geschaffen. Im Augenblick ist von dem kräftigen Burschen der schief lehnende Baum erstiegen und bequem sitzt er nun in der Gabel eines starken Astes, fest an den Stamm des alten Waldriesen gelehnt.

„Gerettet," so atmet er auf, der kecke Bursch da oben, auf dessen Zügen trotzdem deutlich Zorn und Unmut zu lesen sind. „Alles hin," so sagt er sich. „Büchse, Rucksack, Stock und der gute Bock! Ist am Ende der Graf selbst mit seinen Jägern hinausgegangen, weil gleich vier gekommen sind, da wo ich scheinbar so sicher war?"

Geraume Zeit mochte Stefan in seinen trüben Gedanken so gesessen sein, da sah er plötzlich das helle Gewand eines Mädchens durch das dichte Laub schimmern. Richtig, da drüben geht ja der Fußweg nach dem See vorbei. Langsam tritt die Dirne näher, Stefan erkennt die wohlbekannten Züge der Cresenz, welche, so scheint's, auch an den Lustbarkeiten in Blasien heute keine Befriedigung gefunden und deshalb so früh am Nachmittag den Heimweg angetreten hatte. Hatte Stefan auf seinem Hochsitz ein Geräusch gemacht, oder war es eine Ahnung, die die dreißigjährige dralle Dorfschöne veranlaßte, ihre schwarzen Augen auf den sonderbaren Vogel zu richten, der hoch oben in den Zweigen des alten Baumes saß?

„He Kolterbauer,“ so ertönte die laute Stimme des Mädchens. „Was machst denn da droben?“

„Pscht!“ lautete die Antwort des Burschen.

Es folgte nun ein längeres Zwiegespräch des Paares. Erst mit gedämpfter Stimme von oben nach unten, dann, nach dem der gelenkige Bursche am Stamm hinabgerutscht war, unten in dichten Büschen plauderten die beiden, bis wenige Minuten später sich beide in zärtlicher Umarmung umschlungen hielten und heiße Küsse tauschten.

Ja alte Liebe rostet nicht! Cresenz war sechs Jahre zuvor Stefans Verlobte gewesen und nur der Widerstand ihres Vaters hatte damals die Heirat mit dem reichen Kolterbauern verhindert. „A Lump is er, a Wilddieb,“ hatte damals der Alte gesagt, „der kriegt mei Tochter net.“

Er hatte Recht behalten, der brave alte Bauer so lang er lebte. Jetzt war er tot, und die Dirne konnte thun, was sie wollte.

Das erste, was Cresenz für ihren Bräutigam nach erfolgter Kenntnisnahme seiner heikelen Situation unternahm, war, daß sie ihn ins Maier'sche Haus brachte, um ihn vor seinen Verfolgern zu sichern. Wie rasch und geschickt wußte die Dirne, den nächsten Weg nach Haus einschlagend, den Geliebten durch die Hinterthür in den Stall zu schieben. Gerade noch zur rechten Zeit war das Pärchen dort einpassiert; denn kaum hatte Cresenz die Thüre geschlossen, so pochten schon die Jäger und verlangten mit lauter Stimme Einlaß. Eine vor längerer Zeit vorgekommene Bestrafung

des Fischers wegen Wildfrevel berechtigte sie zur Vornahme der Haussuchung. Von drei Jägern wurde gründlich gesucht, aber sonderbarerweise gar nichts gefunden.

Freilich fand man Cresenz, wie die Schwester Hausfrau meldete, leidend zu Bett und da verbot es der Anstand, das Kämmerchen des ruhenden Mädchens genau zu visitieren.

Wo mag der schwarze Sünder wohl gesteckt haben, der diesmal wieder den strengen Wächtern des Gesetzes glücklich entkam?

Es wollte schon Abend werden, und noch immer saßen die beiden Mädchen plaudernd in der Kölbel'schen Wohnstube.

Moidl hatte ihre Flickarbeiten vorgenommen, während die Blinde mit den Nadeln und der groben Wolle der Freundin sich in der seit vielen Jahren nicht mehr geübten Kunst des Strickens versuchte. Schon wurden die Glocken des heimkehrenden Weidvieh's hörbar. Moidl schürzte sich auf, um ihre Pflichten als Stalldirne zu erfüllen, als Afra der wiederholt zur Heimkehr mahnenden Freundin in den Stall folgte.

„O mei Moidl," sprach die Blinde und breitete mit Geschick die trockene Streu im Stall auseinander. „A g'hörige Tracht Schläg krieg i halt nachr; weh thuts wohl, aber g'schehn thut m'r nix."

„O du arms Ding," sprach Moidl mitleidig, „wies des nur aushalten kannst?"

„A was," erwiderte Afra, „i bin ja die Prügel gewöhnt, wie du 's Schmalznudelessen."

Immer noch blieb Afra bei der Moidl. Das Vieh war gemolken und besorgt und Moidl kochte eben die einfache Nachtsuppe, da wurden draußen Stimmen laut. Die Kölbels kehrten von Blasien heim. Das war für die Blinde das Zeichen zum Aufbruch. Unter Liebkosungen und Danksagungen aller Art verabschiedete sie sich von der neugewonnenen Freundin und huschte dann, von niemanden bemerkt, ins Maier'sche Haus hinein. Sicheren Schrittes sucht das Aschenbrödel des Hauses seinen gewohnten Platz in der Küche auf der rauhen Holzbank hinterm Herd auf, um hier ruhig abzuwarten, wann das Ungewitter sich über sie entladen wird.

Draußen in der Stube sitzt das neuaufgewärmte Brautpaar mit der Fischersfrau im eifrigen Gespräch.

Cresenz lehnt sich glücksstrahlend an den wiedergefundenen Bräutigam; Stefan, der zweiundvierzigjährige jugendlich starke Mann hält mit dem rechten Arm seinen langjährigen Schatz umfangen. Die Frauen besprechen des Mädchens reichen Brautschatz. Da plötzlich fährt die Blinde in der Küche von ihrem Sitz auf. Stefan hat leise ein Wort in das Zwiegespräch der Frauen eingeworfen.

Ohne Furcht mit festem Schritt geht Afra auf den großen Tisch zu, an dem das Gespräch geführt wird.

„A, da is ja, des barfüßige Luder," ruft ihr Cresenz entgegen. „G'freu di, blinde Matz, heut setzts no a Tracht Schläg, a g'hörige. Aber i muß d'r do zerst erzähln, daß da bei mir mei Hochzeiter sitzt, der Kolterbauer von Glading drobn, der Stefan."

Wie von einer Schlange gestochen zuckte die Blinde zusammen bei dem Namen „Stefan.“ Eben will die Schwägerin, die aufgestanden war, ihr sonst so geduldiges Schlachtopfer an den Händen packen, da springt Afra auf das ruhig beisammensitzende Paar hin, ein leichtes Tasten ihrer Hände über Stefans Angesicht, ein Fühlen an das eng an ihn geschmiegte Weib und das Entsetzliche wird zur Gewißheit. Mit einem gellenden Schrei wendet sich die Unglückliche ab, bedeckt ihr Angesicht mit dem kurzen fadenscheinigen Röckchen, das ihre Blöße verhüllt und bricht in krampfhaftes Schluchzen aus.

Die beiden rohen Weiber ergreifen jetzt die arme Blinde und willenlos läßt diese sich den Strick von der Fischersfrau um die bloßen Beine legen. Cresenz reißt ihr die Hände vom Gesicht weg und mißt ihr als Vorkost einen Hieb über den Rücken auf.

„Komm Stefan,“ ruft sie, „helf uns das blinde Luder fest machen, daß d' Stricksn besser spürt.“

Der Erfolg dieser Aufforderung war nicht der erwartete. Der Bursche erhob sich und sprach mit lauter fester Stimme: „Pfui, laßt's es net glei gehn, des arme blinde Weib. Cresenz, heut wo m'r so glückli worn sind, soll niemand im Haus was g'schehn.“

„Was,“ erwiderte hoch aufgerichtet die Dirne, „'n ganzn Tag is 's faule Mensch umanandergspaziert und des soll ihm so higeh? Hast wohl gar was g'habt mit der blinden Dirn, Stefan. He?“

„Auf so was" sprach ruhig der Bursche, „hab i ka Antwort. Aber," setzte er mit erhobener Stimme hinzu, „laßt des Mädel aus. Wenn i fort bin, könnts macha was wollts dermit. Aber so lang i da bin, rührts kane mehr an."

Das Wort wirkte. Scheltend ging die Frau in die Küche, Cresenz nahm mit finsterer Miene auf der Ofenbank Platz und Afra, die so unerwartet aus den Händen ihrer Peiniger befreit, ging, ohne ein Wort zu sprechen, aus der Stube und stieg hinauf in den Bodenraum, um dort ihr hartes Lager aufzusuchen.

Da liegt sie nun schlaflos, die Arme! Das Angesicht vergräbt sie in die rauhen Polster, mit den Nägeln krallt sie sich ein in das grobe Federbett! Alles, alles verloren! Von Kindesbeinen an geschunden und geschlagen, mißhandelt auf jede Art und jetzt, wo endlich das Glück auch für sie aufgegangen war, und den ersten Lichtschein von Hoffnung und Freude auf den Lebensweg des armen Geschöpfes warf, da raubt ihr das böse Weib den Geliebten, an dem sie mit allen Fasern ihres Herzens hängt! Ob das arme Geschöpf wohl im Vergießen von Thränen Erleichterung finden konnte? Oder hatte das gefräßige Tier, das vor zwanzig Jahren die Unglückliche als Säugling geblendet, die leeren Augenhöhlen derselben für immer ausgetrocknet? Wir wissen es nicht.

Afra wurde in dieser Nacht nicht mehr gestört. Zweimal hörte sie noch die Hausthüre gehen. Spät kehrte der Fischer

angetrunken von Blasien heim. Gleich nachher verließ noch jemand das Haus.

Ueberhaupt war es eine unruhige Nacht, die damals auf den Marktsonntag in St. Blasien folgte. Die braune Moidl konnte keine Ruhe finden. Erst störte sie die kleine Moni, die spät heimkehrte und stark angeheitert nicht aufhören wollte, der Schlafkamarädin ihre Abenteuer zu berichten. Dann zogen jodelnd und brüllend die Gladinger auf dem nahen Fußpfad an den Fischerhäusern vorbei. Immer wieder schlugen die Hunde an. Kurz Mitternacht mochte vorüber sein, als endlich Ruhe eintrat und Moidl, die gesunde und arbeitsame Magd den gewohnten festen Schlaf fand.

Da plötzlich erreichte schrecklicher Lärm ihr Ohr. Ein Gebrüll, wie von wilden Tieren erscholl von draußen herein und mit einem Satz war die erschreckte Dirne außer Bett und eilte, nur den kurzen Unterrock im Laufen über das grobe Hemd werfend, bloßfüßig über die Treppe hinunter. Eben hatte der Bauer die Hausthüre geöffnet und trat, gefolgt von seinen Söhnen und Hausgenossen den Weg ins Freie an. Taghell war es draußen. Doch das war nicht das Licht der aufgehenden Sonne, kein Mondlicht färbt die Berge so rötlich, nein! Rasch wenden sich die erschreckten Leute um die Ecke des Hauses, vor ihren Augen steht das große Maier'sche Holzhaus in hellen Flammen. Wieder ertönt das Gebrüll der im Stall angeketteten Rinder herüber und in vollem Lauf eilen die Bewohner des Nachbarhauses zu

Hilfe. Vergebens! Die Hitze ist zu groß. Die halbangekleideten Leute können sich dem Haus von der Vorderseite nicht nähern; ein frischer Bergwind treibt ihnen die glühenden Flammen entgegen. Allen voran springt die Moidl am Zaun hin, um von der Bergseite an das brennende Haus zu gelangen. Eben hat sie die Rückseite desselben vor Augen, da ertönt ein furchtbares Krachen, und das ganze hölzerne Haus stürzt zusammen in die brennende Lohe.

Eine Weile waren die Leute starr vor Schreck und Entsetzen. Dann nahm der alte Kölbel den Hut vom weißen Haupt, kniete sich mit den Worten „da is alls verloren, daß Gott erbarm" auf die Erde nieder und betete mit den seinem Beispiel folgenden Hausgenossen laut das Vaterunser.

Kein menschliches Wesen zeigte sich rings um die Brandstätte. Waren sie alle tot, die da drin gewohnt hatten? „Afra," hatte die gute Moidl geschrieen, als das Haus zusammenbrach. „Afra," sagte sie jetzt leise und saß schluchzend auf der Erde, die Freundin beweinend, die gestern ihr ganzes Herz gewonnen hatte.

Es mochte halb fünf Uhr Morgens sein. Der Bauer ging in sein Haus zurück, um die nötigen Vorkehrungen zu treffen, um sein eigenes Heim für den Fall, daß der Bergwind stärker werden sollte, vor dem gefräßigen Element zu schützen. Bald ertönte laut gellend das kleine Hausglöckchen auf dem Kölbelschen Dach, um die Nachbarn herbeizurufen. Moidl sitzt immer noch an der Brandstätte, trotz des eckelen Geruchs, der von den verbrannten Tierleichen zu ihr dringt,

bleibt sie sitzen. Sie fühlt den kalten Morgenwind nicht, der aus den Bergen zieht, denn das glühende Holz vor ihren Augen wärmt so sehr, daß sie trotz ihrer Blöße nicht friert.

Endlich beginnt es zu tagen. Noch einmal geht Moidl um die ganze Brandstätte herum, um zu sehen, ob sich keine Spur von Flüchtlingen aus dem Haus findet. Kein frischer Fußtritt im Tau, kein verlorener Gegenstand deutet darauf hin, daß ein Mensch dem Unheil entronnen, da, eben zeigt sich im Osten über den Hochwald der erste Sonnenstrahl, sieht die Dirne noch im Schatten etwas Helles auf einem der schroffen Felsen an der im Süden steil aufsteigenden Seewand.

Sie ist's, Afra, sagt ihr eine innere Stimme und ohne sich zu besinnen, nicht achtend des rauhen steinigen Pfades unter ihren nackten Füßen, schlägt sie den Weg nach der Seewand ein. Immer heller wird's, eben teilen sich die Bäume, welche den steil emporführenden Steig umrahmen, ja jetzt erkennt sie die Blinde ganz deutlich. Da sitzt sie oben auf der Felskuppe, barfuß, wie sie gestern bei ihr geweilt hatte. Das dünne blaue Röckchen bedeckt die nackten Beine kaum bis zum Knie. Das Hemd ist offen, den bloßen Arm hat sie um eine kleine Legföhre geschlungen, die dort oben auf dem kahlen Felsen gewachsen ist. Ganz still ist sie, sollte sie am Ende schlafen? Moidl unterdrückt ihr Verlangen, die Freundin anzurufen. Sie könnte erschrecken und wohl gar herunterstürzen. Ruhig folgt sie dem immer

steiler emporführenden Pfad. Wieder verschwindet hinter Büschen das Ziel ihrer Wanderung, da auf eine kahle Stelle heraustretend, sieht sie vor sich den Gladinger Steig und bemerkt zugleich, daß sie den Weg zu der Freundin verfehlt hat, denn eine immer breiter werdende Schlucht trennt sie von dem Felsvorsprung, auf dem Afra sitzt. Eben überlegt Moidl, wie sie zu der Freundin gelangen könne, da kommt auf dem Gladinger Steig ein Liebespaar herabgegangen.

Ein Liedchen trällernd, schreitet der schwarze Bursche heran, sein Mädchen führt er an der Hand. Die Dirne bleibt stehen. Es ist die grausame Cresenz. Der Brandgeruch ist ihr in die Nase gekommen und da steht sie starr vor Schrecken, vor ihren Augen liegt die ausgebrannte Wohnstätte ihrer Schwester. Zugleich fällt ihr Blick auf Afra, die arme Blinde, die kaum dreißig Schritte von ihr entfernt, auf dem Felsen sitzt.

„Du hast anzündt," schreit sie mit gellender Stimme, „du elendige Dirn, du hast 's Feuer gelegt."

Da erhebt sich Afra und erwidert, frei auf dem kleinen Felsblock stehend, mit ruhiger lauter Stimme: „Ja, i hab anzündt, des is wahr! Gott verzeih mr's. Di hab i verbrennr wolln, du schlechtes du böses Weib, net di andern. Du hast m'r 's Herz ausn Leib grissn!"

„Pack mr's Stefan, die Mordbrennerin," ruft Cresenz und eilt, den Felsen zu ersteigen.

Da macht Afra in der Furcht vor den Peinigern einen Schritt zurück, ihre Hand sucht nach dem Baum, der sie

vorher gestützt, doch sie greift ins Leere und sich nach rückwärts überschlagend, stürzt sie hinunter in die gähnende Tiefe.

Niemand konnte bei dem Fall des abstürzenden Weibes dem Körper mit dem Auge folgen. Nur das Auffallen desselben unten in den dunkelen Fluten des Sees hörten alle.

Nach der Abendmahlzeit saß ich vor dem Kölbel'schen Hause bei einem Glas Wein, dem jungen Bauern und Fischer gegenüber, der jetzt nach dem Tode seines Vaters alleiniger Eigentümer des Hochsees ist.

Der Alte hatte damals die Ruinen des Maier'schen Hauses mit allen Grundstücken und dem Anteil am See von den Verwandten, welchen nach dem grauenhaften Tode der ganzen Maier'schen Familie das Anwesen zugefallen war, billig erworben. Seitdem wird die Fischzucht im See gepflegt, und eben hatte ich Gelegenheit gehabt, mich an einem Gericht trefflicher Seeforellen zu laben. Wir sprachen natürlich von der traurigen Geschichte, welche mir die braune Moidl berichtet hatte. Mein Hauswirt ergänzte die Erzählung, indem er der Tragödie das Ende beifügte.

Ja Tragödie! Mit gebrochenem Rückgrat hatte man die arme Afra aus dem See gehoben. Auf ihrer weiten Luftreise mußte sie auf eine der vorspringenden Felsklippen aufgefallen sein, und die Fluten des Sees hatten nur mehr ihre entseelte Hülle aufgenommen. Drei Tage später wurde sie gleichzeitig mit sechs halbverkohlten Leichen aus dem verbrannten Hause in St. Blasien auf dem Friedhof bestattet.

Vater, Mutter und vier Kinder waren der Rache des mißhandelten Mädchens zum Opfer gefallen, welches hinwiederum die schwere Schuld mit dem Leben gebüßt hat.

Und was ist aus der Frau geworden, welcher die Rache gegolten hatte? Die Erzählung meines Hauswirts galt hauptsächlich dem Schicksal derselben.

Kurze Zeit nach dem Brand am Hochsee hat der Kolterbauer Stefan Cresenz als sein eheliches Weib heimgeführt.

„A Lump und a Wilddieb is 'r," hatte der alte Vater derselben gesagt, und die Ehre, des Stefan Schwiegervater zu werden, abgelehnt. Der alte Bauer hat Recht gehabt. Fünf Jahre später wollten die Gensdarmen den wegen wiederholtem Wildfrevel verurteilten Kolterbauern ins Zuchthaus abführen. Sie fanden den Bauernhof leer, der Vogel war ausgeflogen. Das Letzte hatte Stefan verschuldet und verkauft und war mit dem Gelde geflüchtet. Kein Mensch weiß, was aus ihm geworden ist. Der große Hof kam unter den Hammer, für die Bäuerin mit ihren drei kleinen Kindern hatte die Gemeinde zu sorgen. Und wie sorgt die blutarme Gemeinde Glading für die von allen Mitteln entblößte Frau!

Die Kinder werden dem Wenigstnehmenden in Kost gegeben, die Mutter wird eine Sennerin oder Stalldirne und die Gemeinde zahlt darauf, so weit ihr Lohn zur Bestreitung des Kostgeldes der Kinder nicht hinreicht.

Rache! Eine dienende Magd, der man den Lohn

wegnimmt für ihre Kinder, ist sie geworden die stolze grausame Dirne, die reiche Bäuerin vom Kolterhof.

Keine Tafel am See bezeichnet die Stelle, wo die blinde Afra verunglückt ist, kein Stein auf dem kleinen Kirchhof den Platz, wo ihre Gebeine ruhen. Und doch braucht der Maler, den eine Begebenheit beschäftigt, eine Unterlage für seine Erinnerung. So griff ich denn am nächsten Morgen zum Wanderstabe, um Cresenz, die noch lebende Teilnehmerin obiger Tragödie mit eigenen Augen zu sehen. „Beim untern Schmied in Blasien machts 's Stallmensch," hatte der Vorstand von Glading gesagt, der vierteljährig den Lohn für die beiden jüngeren Kostkinder eincassierte.

Am selben Abend suchte ich das kleine düstere Haus und hatte eben Zeit, mit meiner Stafelei dem Stall gegenüber Platz zu nehmen, als die einzige Magd, ein großes knochiges Weib, barfuß und hoch aufgeschürzt, die Arbeit des Ausmistens begann. Alt, mager und häßlich ist sie geworden, die Cresenz, die einst die schöne dralle Nebenbuhlerin der blinden Afra gewesen, und die kleine Farbenskizze, die ich in einer halben Stunde von der halbnackten Dirne entwarf, hat mein Freund M. . . . in München auf einem großen Bilde in der heurigen Ausstellung zur Darstellung einer wohlgelungenen Furie verwendet.

Inhalts-Verzeichnis.

Verlag von W. Wunderling
in Regensburg.

Reinhardstöttner, Karl von, Vom Bayerwalde. Fünf kulturgeschichtliche Erzählungen. Geh. 3 M., eleg. gbd. 4 M.

Reltis, N., Geschichte und Sage der Ritterveste und Geisterburg Stockenfels b. Regensburg. Mit Titelbild. 3. Aufl. Geh. 1 M.

Seneca, Luc. Annaeus, Oedipus. Tragödie. Übersetzt von Dr. Alph. Steinberger, k. Gymnasialprofessor. Geh. 1 M. 20 Pf

Spälter, Friedr., k. Gymnasialprofessor, **Ausführliches Lehrbuch der bayerischen Geschichte. I. Vorzeit und Mittelalter.** Geh. 1 M. 60 Pf., eleg. gbd. 2 M.

Sylva, Carmen, Es klopft. Mit Portrait der Verfasserin (Königin Elisabeth von Rumänien). 4. Aufl. Geh. 3 M., eleg. gbd. 4 M.

Zettel, Dr. Karl, Bayern – unser Panier. Ein vaterländisches Buch. Herausgegeben unter Mitwirkung von Felix Dahn, K. M. Ehrmann, Martin Greif, Jos. Hecher, Maximilian Schmidt, Alph. Steinberger, Karl Tanera, Friedr. Teicher und Ferdinand Wilferth. Mit 8 Vollbildern in Photogravüre nach Zeichnungen von Ernst Zimmer. Geh. 6 M. 75 Pf, in eleg. Pracht-Reliefband gbd. 8 M. 50 Pf.; auch in 9 Lieferungen à 75 Pf. zu beziehen.